



mittwoch, 16. oktober 2024 taz 

Jovana Reisinger
zelebriert als Tussi den
Klassenwechsel, ihr Buch
ist ein Manifest für das
gute Leben. Außerdem in
dieser literataz: die neue
Friedenspreisträgerin
Anne Applebaum,
Gastland Italien, Kinder-
und Jugendbücher und
einige der besten neuen
Romane und Sachbücher



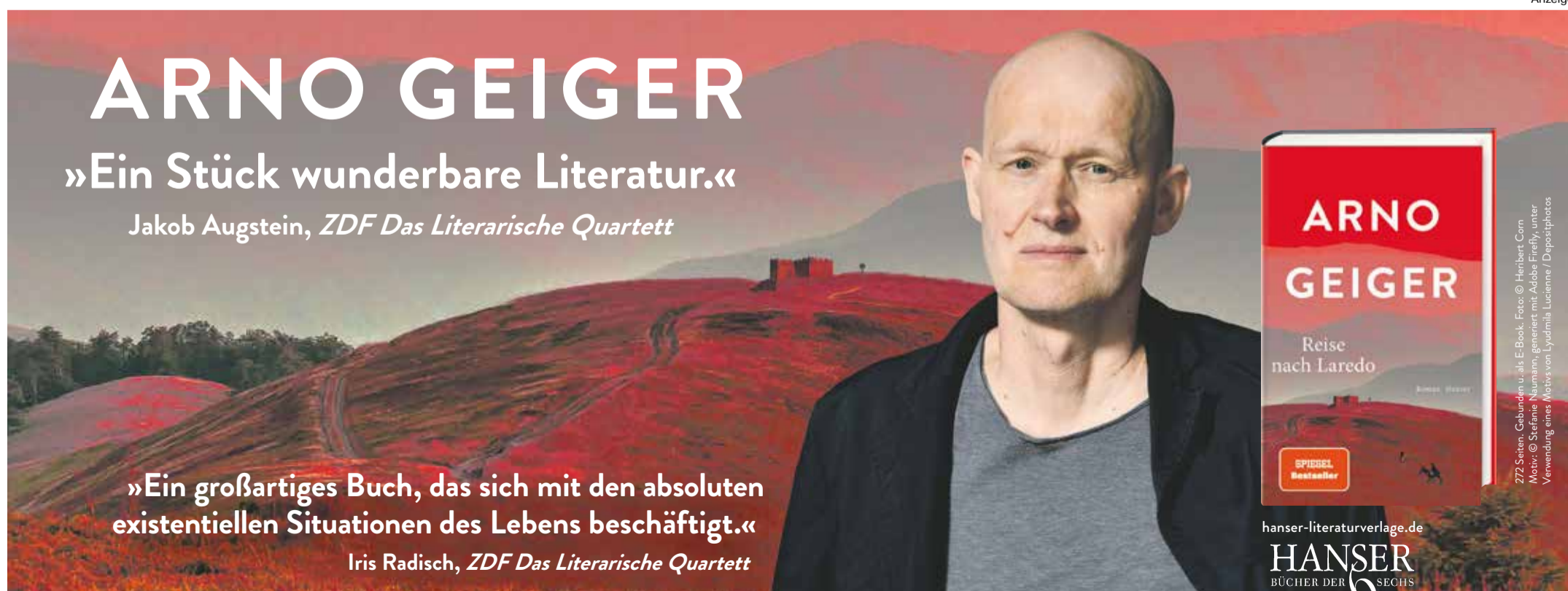
Alles auf Performance

Foto: Thomas
Dashuber/laif

Neue Bücher von

Markus Thielemann, Oxana Wassjakina, Roman Ehrlich, Giulia Gaminato, Caroline Peters, Frank Schulz, Neige Sinno, Katja Lange-Müller, Emma AdBåge, Sara Lundberg, Dirk Reinhardt, Albert O. Hirschman, Roberto Nigro, Jürgen Habermas, Jovana Reisinger, Andreas Reckwitz, Anne Applebaum, Delphine Horvilleur, Michael Kraske/Dirk Laabs, Gisela Dachs, Eva Illouz

Anzeige



ARNO GEIGER

»Ein Stück wunderbare Literatur.«
Jakob Augstein, ZDF Das Literarische Quartett

»Ein großartiges Buch, das sich mit den absoluten existentiellen Situationen des Lebens beschäftigt.«
Iris Radisch, ZDF Das Literarische Quartett

ARNO GEIGER
Reise nach Laredo
Roman

SPIEGEL Bestseller

hanser-literaturverlage.de
HANSE
BÜCHER DER SECHS

272 Seiten, Gebunden u. als E-Book, Foto: © Herbert Corn
Motiv: © Stefanie Naumann, generiert mit Adobe Firefly, unter
Verwendung eines Motivs von Lyudmila Lucienne / Depositphotos

editorial

In dieser literataz

Pleasure als politische Botschaft. Wie soll das gehen? Wo doch Wut und Depression die wohl paradigmatischen Gefühle unserer Gegenwart sind. Davon zeugen die politischen Auseinandersetzungen und davon zeugen die Sachbücher in dieser literataz, die auf unsere Gegenwart reagieren, versuchen, sie zu verstehen. Eva Illouz (S. 16), Andreas Reckwitz (S. 12), Anne Applebaum (S. 13) oder Delphine Horvilleur (S. 15) und andere haben wichtige, lehrreiche Bücher zum Verständnis der Konflikte und Affekte vorgelegt, die uns derzeit zu Getriebenen machen. Zuletzt schallte einem oft der Begriff Resilienz entgegen, als ob es nur noch darum ginge, das alles zu überstehen! Pleasure klingt da vielversprechender. Zumindest bei Jovana Reisinger, die auf dem Titel dieser literataz ist. Ihr geht es um das Begehren, die Lust, den Glamour und das Überschreiten der Konventionen und der Klassengrenzen. Das hat auch viel mit Style zu tun. Etwas, wovon die Deutschen keine Innensicht haben. Ein Vergnügen ist diese Frau! Ein wahrhaftes.

Besonders lustvoll oder glamourös geht es in der deutschen Provinz wahrlich nicht zu. Wenn der Wolf und völkische Ideologien



Besuchen Sie uns auf der Frankfurter Buchmesse!

Halle 3.1 | Stand D94 oder online auf taz.de/buchmesse

Einzug in die ländliche Idylle nehmen (S. 3), hilft womöglich nur noch eins: die Flucht nach Hollywood (S. 5). Von Fluchtbewegungen weiß auch die in Russland lebende Oxana Wassjakina zu berichten. Sie reist in ihrem zweiten Roman kreuz und quer durch die sibirische Steppe, mit ihrer Geliebten und dem entfremdeten Vater (S. 4). Doch es gibt auch Gutes, Schönes zu verkünden, im Jahr 2024: Italien ist Gastland dieser Buchmesse und bringt somit eine ganze Reihe neuer Autorinnen nach Frankfurt am Main – die im Gegensatz zu so einigen ihrer Schriftstellerkollegen die reiche weibliche Literaturgeschichte ihres Landes nicht vergessen haben (S. 6). Dabei geriet die Autor:innendelegation ohnehin bereits zum Politikum: Nachdem der Schriftsteller, Anti-Mafia-Journalist und Meloni-Kritiker Roberto Saviano nicht eingeladen worden war, sagten andere wiederum ihre Teilnahme ab. Doch der große Boykott bleibt aus: Nun reisen eben zwei Delegationen aus Italien an.

Tania Martini, Julia Hubernagel

Impressum

Redaktion: Julia Hubernagel, Dirk Knippahs, Tania Martini
Fotoredaktion: Petra Schrott
Layout: Nadine Fischer
Anzeigen: Tina Neuenhofen
taz.die tageszeitung taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin
V. i. S. d. P.: Ulrike Winkelmann

Kurzgefasst



Barbara Zeman: „Beteigeuze“. dtv, München 2024, 304 Seiten, 24 Euro

Im Sommer gab es ein Erdbeben in Wien, „ein Zittern ist seitdem in unseren blauen Wänden drinnen“. Und ein gehöriges Zittern ist auch in Theresa, der Protagonistin aus Barbara Zemas zart und leicht daherkommendem Roman, der doch ein schweres Thema im Schlepptau hat. Theresa sehnt sich zu den Sternen und es ist Zemas poetischer Sprache zu verdanken, dass sich in viel bemühten Bildern von All und christlicher Mystik tatsächlich noch Bemerkenswertes findet.

Julia Hubernagel



Sally Rooney: „Intermezzo“. Aus dem Englischen von Zoë Beck. Ullstein, Berlin 2024, 496 Seiten, 24 Euro

Rettet Sally Rooney gerade den deutschen Buchmarkt? Auf jeden Fall ist ihr neuer Roman „Intermezzo“ das Buch, das man sich für gemütliche Herbsttage mit nach Hause nimmt. Personen in den Dreißigern reden sehr viel miteinander, diskutieren ihre Beziehungen und ihr Leben, haben stets sehr guten Sex und behindern und helfen sich gegenseitig bei der Suche nach dem einfachen Glück. Am Ende ist nicht alles gut, aber das ist in Ordnung, denn die Hoffnung bleibt in Sichtweite, meinte unser Rezensent.



„Exit, Voice & Loyalty. Zwei wiederentdeckte Texte von Albert O. Hirschman“. Hg. v. Alexander Karschnia. Ch. Links Verlag, Berlin 2024, 320 Seiten, 29 Euro

Welch abenteuerliches Leben. Der politische Ökonom und Soziologe Albert O. Hirschman kämpfte im Spanischen Bürgerkrieg, unterstützte Varian Fry im Emergency Rescue Committee in Marseille dabei, NS-Verfolgte aus Frankreich zu evakuieren, musste schließlich selbst in die USA fliehen und war nach dem Zweiten Weltkrieg im Büro des Marshallplans und bei der Weltbank tätig. In „Exit, Voice and Loyalty“ aus dem Jahr 1970 fragt Hirschman, wie mit ineffizienten Organisationen (Nationen, Unternehmen oder Beziehungen) umzugehen sei: Exit oder Widerspruch? Die im Buch versammelten Texte dieses in Deutschland fast vergessenen Autors sind hier erstmals in einem Band publiziert.

Tania Martini



Roberto Nigro: „Antonio Negri. Zur Einführung“. Junius Verlag, Hamburg 2024, 160 Seiten, 15,90 Euro

Die erste Einführung in das Werk des Denkers der Autonomia, das kenntnisreicher nicht sein könnte. Toni Negri, der vor einem Jahr starb, verband Marxismus und Postmoderne in seinem Werk und brachte einen neuen Sound in die Linke. Die kapitalistische Logik dachte er im Gegensatz zu vielen anderen linken Theoretiker:innen nicht als totalitär, in operaistischer Denktradition sah er bis zuletzt im Klassenkampf den Motor der kapitalistischen Entwicklung. Der Philosoph Roberto Nigro rekapituliert die Genese von Negris Denken seit den 1960ern. Eine zugeneigte wie lehrreiche Einführung, wie man sie auch anderen Denker:innen wünscht.

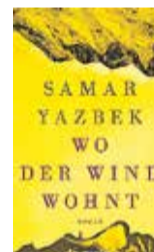
Tania Martini



Jürgen Habermas: „Es musste etwas besser werden...“. Gespräche mit Stefan Müller-Doohm und Roman Yos. Suhrkamp Verlag, Berlin 2024, 253 Seiten, 28 Euro

Ein Gesprächsband, in dem Jürgen Habermas die Entwicklung seines Denkens nachzeichnet. Begegnungen und Einflüsse, die seine Philosophie geprägt haben, sind hier ebenso Thema wie auch einige Hürden, die er nehmen musste. Zuletzt warnte Habermas, der demokratische Geist des Nachkriegsdeutschlands, für das er wie kein anderer Intellektueller steht, vor einem „Rückfall in eine bellizistische Mentalität“ in Europa. Das war einigermaßen irritierend, schien er doch die russische Aggression zu verkennen. Im Buch finden sich keine anderen Töne zu diesem Thema. Was ihn umtreibt, ist die weltweite politische Regression. Eine Bilanz des Diskursethikers mit unverkennbar resignativen Tönen.

Tania Martini



Samar Yazbek: „Wo der Wind wohnt“. Aus dem Arabischen von Larissa Bender. Unionsverlag, Zürich 2024, 192 Seiten, 22 Euro

Man liest selten vom Bürgerkrieg in Syrien und selten so wortgewaltig. Die in Frankreich lebende Journalistin Samar Yazbek erzählt in ihrem neuen Roman „Wo der Wind wohnt“ vom ganzen Irrsinn des Kriegs aus der Sicht eines verletzten jungen Soldaten. Aber auch von ebenjenem Wind, von Blättern, der Erde, von Natur und einem Leben inmitten der Familie vor dem Krieg, der nun seit 13 Jahren in Syrien tobt. Und schätzungsweise über eine halbe Million Menschen das Leben kostete.

Julia Hubernagel



Tezer Özlü: „Suche nach den Spuren eines Selbstmordes“. Suhrkamp, Berlin 2024, 208 Seiten, 23 Euro

Cesare Pavese ist immer dabei, Kafka auch, auf den Reisen Tezer Özlüs, die die türkische Schriftstellerin quer durch Europa führen. Özlüs Sprache ist zeitlos, erforscht Liebe, Trauer und Weiblichkeit. „Ich muss das Leben vergrößern, entwickeln auf meine Art, vertiefen, verbreiten, wehen und regnen lassen“, schreibt sie trotz der Trauer über einen Todesfall – auf Deutsch, obwohl das Buch damals, 1984, nur auf Türkisch erschien. 40 Jahre später ist es nun endlich im Original zu lesen.

Julia Hubernagel



David Wagner: „Verkin“. Rowohlt, Hamburg 2024, 400 Seiten, 26 Euro

David Wagner hat den umstrittensten Roman der Saison geschrieben. In „Verkin“ erzählt er von der Freundschaft eines deutschen Schriftstellers mit einer schillernden türkisch-armenischen Frau und darüber das gesamte 20. Jahrhundert. Einige Rezensenten waren irritiert. Vielleicht ist die Dramaturgie des Buches, die Verkin, die Hauptfigur, stets umkreist, auch etwas ungewöhnlich. In der taz kam der Roman sehr gut weg. Komplizierte Lebensläufe als idealer Stoff der Gegenwart!



Hengameh Yaghoobifarah: „Schwindel“. Blumenbar Verlag, Berlin 2024, 240 Seiten, 23 Euro

Hengameh Yaghoobifarah nimmt in „Schwindel“ auf unterhaltsame Weise eine queere Dreiecksbeziehung in den Blick. Das Buch kann man weglesen wie eine queere Version von „GZSZ“, hieß es in der taz-Besprechung. Da gibt es eine erfundene Krebserkrankung, ausgekotzten Rotwein, und die kammerpielartige Gefangenschaft auf dem Hochhausdach nimmt ein konstruiertes Ende. Doch der Roman ist nicht bloß soapy Entertainment, sondern auch ein gekonntes Gegenwartsporträt.

Presse- und Meinungsfreiheit in der Türkei nicht vergessen!

Zum 20. Gründungsjahr der türkischen Tageszeitung BirGün unterstützt die taz Panter Stiftung in Kooperation mit dem DJV-Hessen und BirGün eine Podiumsdiskussion zum Thema.

Weitere Infos: taz.de/stiftung

Wann: am 18.10. um 18.30 Uhr

Wo: Schirn Kunsthalle in Frankfurt am Main



Nicht da, aber dageblieben

Wie steht es um die westdeutsche Provinz? Nach den Autoren der Baseballschlägerjahre im Osten gibt nun Markus Thielemann Einblick ins Heidegebiet zwischen Tradition und völkischem Denken

Von Julia Hubernagel



Ländliches Idyll? Heidschnucken in Niedersachsen Foto: Jochen Tack/imagio

Die Grenze ist wieder da. Diesen Eindruck gewinnt man zumindest, wenn man die Berichterstattung über die jüngsten Wahlen in Ostdeutschland verfolgt. Blau, blau, blau sind Sachsen, Thüringen, Brandenburg. Viel wurde geschrieben auch über die Jungwähler:innen und ihre Beziehung zu rechtsaußen. Doch womöglich sind es gerade die Jüngeren, die mit ihrem Wahlverhalten die alte Mauer zwischen Ost und West zum Schwanken bringen. Noch im April kam die (durchaus kritikwürdige) Studie „Jugend in Deutschland“ zu dem Ergebnis, dass eine Mehrheit der 14- bis 29-jährigen in ganz Deutschland die AfD wählt – oder wählen würde, so sie schon dürfte.

Statt den größten Gegensatz in Ost- und Westdeutschland auszumachen, kam der diesjährige Kinder- und Jugendbericht zu einem anderen, wenig überraschenden Ergebnis: Die AfD ist besonders bei jungen Menschen mit niedrigem Bildungsstand und in ländlichen Gebieten beliebt. Auch der Politologe Lukas Haffert warnt: Der Stadt-Land-Konflikt werde zum prägendsten Konflikt werden. In seinem Buch „Stadt, Land, Frust“ von 2022 belegt er, dass sich politische Einstellungen bei jungen Menschen in Stadt und Land stärker unterscheiden als noch bei früheren Generationen.

Wie denkt also die Jugend auf dem Land? Eine Ahnung bekommt man davon im neuen Ro-

man von Markus Thielemann. Der stellt in „Von Norden rollt ein Donner“ einen 19-jährigen Nachwuchsschäfer vor, der bei seinen Eltern auf einem Hof in der Lüneburger Heide lebt. In nur wenigen Sätzen schafft es Thielemann ein so typisch deutsches Stillleben zu zeichnen, dass man die Schritte des *Cellesche Zeitung* lesenden Großvaters ganz deutlich auf dem Vinylfußboden quietschen hört. Wie Jan-



Markus Thielemann: „Von Norden rollt ein Donner“. C. H. Beck Verlag, München 2024, 287 Seiten, 23 Euro

nes sein Mittagessen in einem der hölzernen Unterstände für Wandernde, im Herbst, im Regen, einnimmt, hat was Hoffnungsloses; während die Urlauber:innen längst wieder weg sind, hockt Jannes immer weiter im kargen Land.

Doch es gibt sie auch, die romantischen Momente, auf der sturmumtösten Heide Theodor Storms; wo brauende Nebelgeistern umher, schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer. Einsamkeit kennt der wortkarge Jannes nicht, doch die Sorge ist seit einiger Zeit sein ständiger Begleiter. Sorge wegen des Vaters, der immer häufiger Wich-

tiges vergisst – und wegen des Wolfs, der auch in der Heide wieder heimisch wird.

Jannes und seine Umgebung befinden sich zunehmend im (Kultur-)Kampfmodus. Auf einmal nehmen „die da oben“ Einfluss auf sein Leben. Es gibt keine Skinheads in der Südheide, keine „Wendeverlierer“, aber Angst gibt es, die sich langsam in Wut übersetzt. Denn der Wolf, den die Städter so gerne schützen wollen, da sind sich alle zwischen Unterlüß und Fassberg einig, gehört einfach nicht in die deutsche Kulturlandschaft. Auch der neue Nachbar Karl Röder findet im Diskurs schnell seinen Platz. Immerhin hat der die Wolfsangel bereits als Handyhintergrund eingestellt. Von Jannes darauf angesprochen, spielt er deren Bedeutung herunter. „Ein altes Zeichen für Widerstand und Kampf gegen die Bedrohung, Heimatschutz“, sagt Röder. „Passt aber ja auch heute sehr gut in die Zeit, wenn man sich mal umschaute in diesem Land.“ Er sei übrigens wegen des „Urwüchsigen“ in die Heidegehend gezogen.

Man denkt jetzt an Björn Höcke, an Götz Kubitschek, die das Urdeutsche nur noch auf dem Gebiet der ehemaligen DDR finden konnten. Doch die Südheide ist nicht Thüringen; irgendwer attackiert Röders Haus regelmäßig mit Farbe und von rechtem Gedankengut ist bei Jannes' Freunden auch wenig zu merken. Kein Vergleich also mit den literarischen Bestandsaufnahmen, die etwa Lukas Rietzschel, Daniel Schulz oder zuletzt

Domenico Müllensiefen über das Aufwachsen in der ostdeutschen Provinz anstellten, wo rechtsradikal längst keine Protesthaltung mehr bezeichnet, sondern scheinbar alternativlos geworden ist.

Was die westdeutsche Provinz betrifft, steht Thielemanns Roman ziemlich alleine da. Haben in der Vergangenheit Autoren wie Peter Kurzeck das Leben in Dorf und Kleinstadt minutiös vermessen, scheint das Landleben in den sogenannten alten Bundesländern heute nur noch auf wenig Interesse zu stoßen. Dabei fand das ostdeutsche Dorfleben in der Literatur zuletzt eher überproportional häufig statt. Juli Zeh, Saša Stanišić oder Lola Randl liefern quasi die Folgeerzählung zu den Romanen über die Baseballschlägerjahre. Oft hat darin eine Berlinerin genug vom Trubel der großen Stadt und sucht ihr Heil in Brandenburg. Das sie meist auch findet; neben rechtem Gedankengut zuhauf. Es ist wohl eher diese Ausgangslage, die Interesse weckt; der Osten und seine Probleme, nicht unbedingt das Dorf an sich. Denn die Provinz taugt meist lediglich als Kontrastfolie zur Großstadt. Es braucht scheinbar den Städter, um vom Dorf polyphon im Bachtin'schen Sinne zu erzählen – oder denken hier nicht alle insgeheim das Gleiche?

Was Jannes denkt, ist nicht immer ganz klar. Das ganze Gerede um den Wolf jedenfalls geht ihm zunehmend auf die Nerven. Thielemann stellt es gut an, dass der Diskursraum, in den der

Wolf und die Diskrepanz zwischen Stadt und Land eingebettet sind, nur im Kopf der Leserin aufgeschlossen wird und sich im Roman kaum politisch ausbuchstabiert. Doch bloß, weil in der Südheide keine Flüchtlingsheime, sondern Osterfeuer brennen, ist die Region nicht frei von rechtem Gedankengut, das sich jedoch statt in scharfer Rhetorik eher in Tradition kleidet. So lässt Jannes' Großvater auf den antisemitischen Heidedichter Hermann Löns nichts kommen, obwohl der in seinen Romanen – wie ihn eine Kamerafrau aus Hamburg belehrt – von „urdeut-

Es gibt keine Skinheads in der Heide, keine „Wendeverlierer“, aber Angst und Wut

schen Heidebauern, die ausländisches Gesindel abschlachten“, schreibt. Jenen Roman, den „Wehrwolf“ von 1910, der während der NS-Zeit zum Bestseller avancierte, hat auch Jannes' Onkel im Keller, neben seinem Waffenschrank. Gelesen habe er den nicht, aber er „kenne eine Menge Leute, die würden unschöne Sachen machen für so Zeug aus der alten Zeit“. Der Onkel ist Bundeswehrrsoldat.

Die Region, in der Jannes wohnt, ist politisch denkbar aufgeladen. Auf dem NS-Truppenübungsplatz sind heute

Bundeswehrrbataillone stationiert. Detonationen schallen vom benachbarten Rheinmetall-Gelände regelmäßig herüber. Auch ein KZ-Außenlager befand sich einst dort. Doch darüber, und auch über die Zwangsarbeiter:innen, die auf den Höfen schufteten mussten, redet man heute nicht so gern.

Dabei hängt an einer der Zwangsarbeiterinnen ein Familiengeheimnis, dem Jannes durch Visionen auf die Spur kommt. Er trifft im Wald auf eine Heidehexe, die allerdings nichts Unheimliches tut, außer ihn anzustarren. Was soll sie auch sonst machen? Hexen gibt es nur im Märchen und bekanntlich fressen sie ausschließlich Kinder. Doch Jannes ist kein Kind mehr und vielleicht liegt hier auch das Problem. Nicht nur sind seine Freunde entweder weggezogen oder ihm entfremdet. Auf einmal ist Jannes nicht bloß da, sondern dageblieben. Gemäß der Einteilung des britischen Autors David Goodhart, der zwischen „Anywheres“ und „Somewheres“ unterscheidet, also zwischen gebildeten, mobilen Kosmopoliten und den oft unfreiwillig an einem Ort Verbliebenen, gehört Jannes eindeutig zum zweiten Lager. Es stimmt zwar, durch das Internet hat sich in jedem noch so kleinen Dorf ein Fenster zur Welt geöffnet. Doch die Sicht verschwimmt, das Fensterglas ist meistens schmutzig. Es sind auch die sozialen Medien, die den Jungen rechtes Gedankengut über Jahre in leicht konsumierbaren Häppchen gefüttert haben.

Anzeige

DER NEUE SCHORLAU

Windräder, Wölfe und dunkle Machenschaften

Der neueste Fall für Privatermittler
Georg Dengler führt tief in die Abgründe
der Energiepolitik.

SPIEGEL
Bestseller-
Autor

Klappenbroschur.
€ (D) 18,-.
Als Hörbuch bei
Argon erschienen.

Kiepenheuer
& Witsch

Ganoven werden zu Mördern

Oxana Wassjakina ist eine neue, kraftvolle Stimme in der russischen Gegenwartsliteratur. Ihr zweiter Roman, „Die Steppe“, entführt die Leser:innen in die raue Schönheit Sibiriens

Von **Philine Bickhardt**

Mutter, Vater, Kind: Hat Oxana Wassjakina im ersten Buch ihrer Romantrilogie „Die Wunde“, nominiert für den größten russischen Literaturpreis, den Big Book Award, die Beziehung zur Mutter autofiktional verarbeitet, so stehen jetzt in „Die Steppe“ die Erinnerungen an den Vater im Mittelpunkt: „Du schaust in die Weite, und dir bleibt nur, zu staunen – über die Unendlichkeit der Steppe und darüber, dass sie dir ständig, ständig in die Augen kriecht. Da ist kein Ort, an dem man ihr entkommen könnte, du musst sie aushalten, begreifen, akzeptieren, wie sie ist: groß, etwas verwaist und eintönig.“

Die Protagonistin in „Die Steppe“ ist ähnlich wie im ersten Roman eng verbunden mit der Natur, die sie auf ihrer Reise durchquert und die ihr Innerstes widerspiegelt. Während draußen die leeren Landschaften der rauen weiten Steppe vorbeiziehen, findet sie sich nun nach zehn Jahren Funkstille mit dem Vater im engen Führerhaus eines Lkws wieder. Gemeinsam reisen sie durch die Landschaften Russlands zwischen Wolgograd und Astrachan: Die Steppe ist unendlich, fast nicht auszuhalten, vereinnahmend und sie absorbiert alles – und dennoch ist sie keine Wüste. Da ist Leben, sind Gräser, Blumen, zirpende Insekten, Nattern. Vor dieser Kulisse kommen in Oxana Kindheitserinnerungen hoch, Erinnerungen an einen heiteren Vater, den sie erst später als das erkennen kann, was er ist: ein drogensüchtiger Vergewaltiger. Wassjakinas Auseinandersetzung mit dem Vater ist autobiografisch motiviert, der tatsächlich an Aids erkrankte und starb, eine in Russland bis heute sehr verbreitete Erkrankung, mit über 100.000 HIV-Neuinfektionen pro Jahr.

Nachdem Oxana Wassjakina zunächst Lyrik veröffentlichte, erlangte die in der sibirischen Industriestadt Ust-Ilimsk geborene Autorin (vor 2022) mit ihren autofiktionalen Romanen Aufmerksamkeit und wurde zu einer wichtigen Vertreterin der jungen, experimentellen Literaturszene Russlands. Ihre Werke sind sowohl intime See-



Die Steppe ist unendlich, fast nicht auszuhalten – auch im Winter Foto: Evgeny Romanov/imagio

lenschau als auch Spiegel der gesellschaftlichen Umbrüche, die ihre Generation prägen. Die 34-Jährige lebt heute in Moskau, doch ihre Texte tragen die nostalgische Sehnsucht nach Sibirien und dem Osten sowie der vor allem im Süden gelegenen Steppe in sich, die dem Erwachsenenwerden im postsowjetischen Russland vor dem Hintergrund dieser rauen Naturräume einen magischen Anstrich gibt.

Wassjakina gibt sich als studierte Literaturwissenschaftlerin zu erkennen, wenn sie das typische Motiv der Steppe aus der russischen Literatur – zu finden etwa bei Iwan Turgenjew, Michail Scholochow, Iwan Bunin, Nikolai Gogol oder Alexander Puschkin – adaptiert. Sie schreibt sich in diese Literaturgeschichte ein; doch statt der männlichen Protagonisten ist es nun eine lesbische Hauptfigur, die die Weiten des Landes durchquert; an die Stelle eines Vater-Sohn- oder Onkel-Neffe-Konflikts tritt der Vater-Tochter-Konflikt.

Wassjakinas Steppenliteratur erinnert besonders an die gleichna-

mige Erzählung von Anton Tschechow (1888), in der der neunjährige Jegoruschka von seiner Mutter in die Stadt geschickt wird, um eine bessere Bildung zu erhalten, und in Begleitung seines Onkels und anderer Verwandter durch die weite, endlose Steppe Südrusslands reist.

Wassjakina macht den Ursprung der heutigen „Kultur der Gewalt“ in den 1990er Jahren aus

Der innere Reifungsprozess des reisenden Jungen wird mit der äußeren Welt, einer rauen, wilden Natur, konfrontiert. Ähnlich schön und bedrohlich avanciert auch die Steppe bei Wassjakina zum Symbol für die Unbarmherzigkeit des Lebens. Doch es ist nicht nur der Übergang in die Erwachsenenwelt, den die junge Frau analog zu Jeg-

oruschka durchlebt, sondern auch Wassjakinas engagierte Stimme – ähnlich dem Gesellschaftskritiker Anton Tschechow –, die das gesellschaftliche System der Gewalt als im eigenen Vater gespiegelt beschreibt.

Der Vater-Tochter-Konflikt steht symbolisch für die Herausforderungen und den existenziellen Kampf, der mit der Natur und dem Leben in der Steppe einhergeht. Ausgangspunkt für die Auseinandersetzung mit ihrem Vater, so schreibt die Autorin, ist dessen Tod. Wassjakinas Heldin reist zurück in die eigenen Erinnerungen und entdeckt in dem lustig, cool und clever daherkommenden Vater nun den unverantwortlichen, der sie als kleines Kind mit auf Partys zu seinen Banditenfreunden (oder sollte man besser sagen: zu Verbrechern und Mördern?) nahm, auf die sich häufenden Beerdigungen der Kumpel, auf die Abenteuer der Straße.

Hier ein geklauter Fernseher, da eine gezeckte Pelzmütze: Für die Protagonistin aus den Kindertagen war das Alltag, ab und an sogar willkommenes Abenteuer. Die nun er-

wachsene Frau reflektiert aktuelle russische Banditenserien über die 1990er Jahre und muss zunehmend eingestehen, dass auch sie die eigentlichen Schwerkrimverbrecher als coole „Banditen“ oder gar „Ganoven“ verharmlost hat. Ihr Vater, so reflektiert die Autorin, stünde auch heute auf der Seite der Vergangenheit, aufseiten der staatlichen Kriegsrhetorik. Ganoven werden zu Kriegern.

Wassjakina entromantisiert die organisierte Kriminalität in „Die Steppe“ gehörig und macht den Ursprung der heutigen „Kultur der Gewalt“, wie sie es nennt, in den 1990er Jahren aus. Sie geht sogar so weit, das Recht des Stärkeren auf der Straße in den 1990er Jahren auf die sowjetischen Straflager zurückzuführen: „In den Achtzigern verließ das Werte- und Hierarchiesystem, das in den sowjetischen Straflagern entstanden war, die Grenzen des Lagers und trat an die Stelle der geschwächten Regierung.“

Die Protagonistin erinnert sich an einen Bandenkumpel ihres Vaters, der in Ust-Kut einsaß: „Ust-Ilimsk ist umgeben von Gefängnissen. In den Nachbarstädten Bratsk, Ust-Kut und Angarsk sind jeweils drei. Geh mal auf die Webseite der Strafvollzugsbehörde der Region Irkutsk“ – spricht sie die Lesenden direkt an – „und du wirst sehen, dass da ein Gefängnis neben dem anderen ist. Früher gehörten sie zum Gulag-System, seitdem hat sich nicht viel verändert.“ Das postsowjetische Russland als Post-Lager-Gesellschaft.

Mit im Lkw, neben Oxana und ihrem Vater, ist noch eine dritte Person: Oxanas Geliebte. Man fragt sich: Wie kann eine Autorin, die sich offen als queer positioniert, im heutigen autoritären Russland leben und publizieren? „Russland – das ist meine Arbeit“, sagt Wassjakina unerschrocken in einem Interview im Mai 2022. Arbeiten als Schararbeiter? Sie muss nicht weiter dechiffrieren, was sie eigentlich meint, wenn sie von einer „Kultur der Gewalt“ spricht, die sie – ähnlich wie Maria Stepanova, die allerdings mittlerweile im Exil lebt, und andere zeitgenössische russische Schriftsteller:innen – schon lange vor der russischen Totalinvasion in die Ukraine 2022 beobachtet und literarisch reflektiert hat.



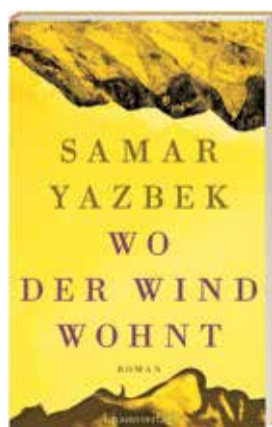
Oxana Wassjakina: „Die Steppe“. Aus dem Russischen von Maria Rajer. Blumenbar Verlag, Berlin 2024, 272 Seiten, 24 Euro

Anzeige



Leonardo Padura

»Ein Gesellschaftsroman mit erhellenden Einblicken in Kubas Abgründe und Umbrüche.«
SWR Kultur



Samar Yazbek

»Yazbek prangert den Krieg an und verleiht den Unsichtbaren eine Stimme.«
arte



Bachtyar Ali

»Ali verknüpft seine fesselnde Art zu erzählen mit der ungeschönten Darstellung eines vom Krieg zerrissenen Landes.«
ORF



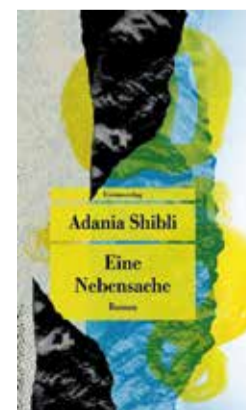
Ben Pastor

»Pastor versteht sich auf Atmosphäre und Psychologie.«
FAZ



Carl Nixon

»Existenziell, elegant und unerbittlich. Mit Donnerhall bis zur letzten Seite.«
Strandgut



Adania Shibli

»Eine Nebensache ist ein literarisches Ereignis.«
SWR



Alexandra Lapierre

»Herausragend recherchiert, faszinierend und voller Intrigen. Absolut lesenswert.«
The Times

Unionsverlag

Der Horror in der Kleinstadt

Um sich das seltsame Verhalten der Erwachsenen zu erklären, braucht dieser jugendliche Ich-Erzähler Actionfilme: Roman Ehrlichs Roman „Videotime“ ist ein so düsteres wie brillantes Gesellschaftsportrait über die bundesrepublikanische Provinz

Von Dirk Knipphals



Nachrichten aus fantastischen Welten: Videoladen in der Provinz, hier in Gießen. Foto: Michael Stehr



Roman Ehrlich: „Videotime“. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2024. 368 Seiten, 26 Euro

Was könnte trauriger sein als der Blick auf eine verlassene Blechbaracke, die einmal einen Sehnsuchtsort beherbergt hat? Mit einem solchen Blick beginnt Roman Ehrlichs Roman „Videotime“. Ein guter Anfang. Denn neben aller Traurigkeit setzt so ein Ort einleuchtend Erinnerungen frei.

Um Erinnerungen geht es. Wir sind in einer Kleinstadt in Bayern. Ein Ich-Erzähler kehrt an den Ort seiner Jugend zurück, um seinen Vater zu besuchen – was zunächst nach einem autofiktionalen Standardplot klingt. Doch das hier ist keine Autofiktion, und mit der Originalität wird es sich entwickeln. Es gibt in dieser Kleinstadt einen Autohandel, einen Tennisclub, Einfamilienhäuser, einen Elektrohandel, eine Konditorei, ein paar Hochhäuser mit migrantischen Bewohnern, etwas weiter entfernt ein Gefängnis – in dem der Vater, ein herrischer Mensch, der seinen älteren Sohn zum Tenniscrack dressieren wollte und zu seinem jüngeren Sohn, dem dicklichen Ich-Erzähler, nie recht Kontakt gefunden hat, als Justizbeamter arbeitete. All das werden wir beim Lesen kennenlernen.

Und es gibt diese Blechbaracke. Aus ihr leuchtete früher die Videothek, nach deren Namen „Videotime“ der Roman nicht umsonst betitelt ist: „Die Videothek war ein Raumschiff, das in der Kleinstadt, in der Wohnsiedlung am Stadtrand, gelandet war. Und es brachte den Kleinstadtbewohnern Nachrichten aus phantastischen Welten: fremde Orte, verstörende Bilder, Gewalt, Sex, Sternenkrieg, Dinosaurier, schnellen Witz und unendlichen Verweisreichtum.“

Erinnerungen, Coming-of-Age, die Videothek als Wunschmaschine in einer deprimierenden Umgebung: Von da aus könnte man in diesem Roman einen sentimentalen, auch milden Blick zurück in eine Jugend in den 90er Jahren erwarten, aus der sich herauszuträumen allein die Videothek Gelegenheit bot. Doch das ist nur der Anfang, und milde ist dieser Roman ganz gewiss nicht. Roman Ehrlich macht etwas erzählerisch Waghalsigeres. Er stellt die Realität, in der der Erzähler aufwächst, und die von ihm mit komischer Genauigkeit nacherzählten Filme nebeneinander. Und irgendwann steht die Kleinstadt in ihrer vordergründigen Normalität erklärungsbedürftiger und hinter den Fassaden auch gewaltsamer da als der abgedrehteste Horror- oder Actionfilm.

Mehr noch, erst die Filme bieten dem Erzähler Erkläruster und handhabbare Bilder, um das seltsame Verhalten der Erwachsenen zu verstehen, die, so stumm wie verbissen, sich selbst das Leben als Paare und darüber hinaus auch das Leben ihrer Kinder in der Kleinstadt schwer machen, offenbar ohne darüber auch nur nachzudenken.

So ist „Videotime“ eine Reise ins Herz der Finsternis, ein dunkles Gesellschaftsportrait. Er wollte in der Videothek „mehr schauen, mehr gezeigt bekommen, was sich anderswo abspielte, wo der Verkehr nicht beruhigt war und das Leben entsprechend entfesselt“, erinnert sich der Ich-Erzähler. Am Schluss des Romans hat er allerdings entdeckt, „dass sich diese Filme und die in ihnen dargestellten Figuren nur

allzu gut dazu eignen, eine dunkle Dynamik, die in den Verhältnissen unserer Eltern am Werk war, zu veranschaulichen“.

In der cineastischen Mainstreamkultur der 80er und 90er Jahre ist dieser Roman dabei gut informiert. Filmstills solcher Klassiker wie „Natural Born Killers“, „Possession“, „The Thing“, „Total Recall“ oder „Universal Soldier“ strukturieren die Abschnitte. Die Nacherzählungen der Handlungen halten das schiere jugendliche Staunen über die Gewaltdarstellungen in den Filmen fest. Wunderbar kann Roman Ehrlich die Peinlichkeit einfangen, die sich einstellt, wenn zwei pubertäre

Je näher der Erzähler seinem eigenen Vater kommt, desto konsequenter läuft es auf Gewalt zu

rende Jugendliche nebeneinander auf dem Sofa sitzen und sich der Film, den sie sich ausgeliehen haben, als Porno herausstellt, während jeden Augenblick die Mutter ins Zimmer kommen kann. Und was Jean-Claude van Damme und Arnold Schwarzenegger für unwahrscheinliche Körperdarsteller waren, wird genauso einleuchtend beschrieben wie das coole Jungsgelächter, wenn ein Wrestlingfilm angeschaut wird.

Überhaupt die Sprache. Der Roman ist in einer leicht umständlichen, dabei aber sehr genauen Spra-

che erzählt. Kein Jugendlingslang in der „Fänger im Roggen“-Tradition, sondern akribisch, als müsse sich dieser Erzähler wie mit stets leicht zusammengekniffener Stirn erst einmal selbst klarmachen, was er da sieht oder woran er sich erinnert. Dabei haben viele Formulierungen einen untergründigen Witz. „Ich fand in mir kein ausgeprägtes Interesse für irgendeine Form von Lohnarbeit.“ Solche hübschen Formulierungen finden sich häufig.

Und die Details sind stets sorgfältig gesehen. Man kann die Wohnung, in der Ozan Kovačevski, ein Freund des Erzählers, mit seiner Mutter und seiner Schwester lebt, förmlich riechen, genauso wie den „Handschweiß der Generationen“, der sich in den Boxhandschuhen festsetzt, die der Erzähler in der Nachmittagsbetreuung anzieht. Außerdem enthält der Roman die schaurig-lustigsten pubertären Liebesszenen der jüngeren Gegenwartsliteratur; eine Zeit lang sieht der Erzähler dann auch die Filme mit den Augen eines Mädchens, das den wunderbar albernen Namen Lotta Continua trägt.

Spätestens beim zweiten Lesen fällt einem auf, wie genau das alles erzählerisch verschraubt ist. Die dickste Villa in der Kleinstadt hat der Besitzer des Autohauses, das Leben darin wird als so entfremdet geschildert, dass sich die Unfall- und Körperfantasien des Films „Crash“, die gegen Ende des Romans eine große Rolle spielen, dagegen vernünftig ausnehmen. Und die Idee, dass sich in solchen Filmen eine Wahrheit des Erwachsenenlebens zeigen könnte, ist in dem Verdacht gespiegelt, dass in Fernsehgeräten etwas ins Gefängnis geschmuggelt

werden könnte. Der Ich-Erzähler, der gerade ein Praktikum im Elektrogeschäft absolviert, wird hingeschickt und muss die Fernseher auseinanderschrauben. Bei der Gelegenheit sieht er seinen Vater zum ersten Mal als Aufseher.

Je näher der Erzähler seinem Vater kommt, desto konsequenter laufen die Erzählstränge auf einen Hintergrund kontinuierlicher Gewaltverhältnisse zu, im Film wie im Leben. Über das Gangsterpaar Mickey und Mallory Knox in „Natural Born Killers“ nachdenkend, kommt der Erzähler darauf, dass seine Eltern, die sich inzwischen getrennt haben, über das „verbindende Element ihrer kriegerischen Väter zu einandergefunden haben“ könnten. Beide Großväter wurden im Zweiten Weltkrieg mehrfach verwundet und blieben in der Bundesrepublik „tief gekränkt darüber, dass ihnen ihr Dienst am Vaterland nie gedankt“ wurde. Der Roman schafft es, einen an dieser Stelle zutiefst erschrecken zu lassen – nicht über den Revanchismus, den kennt man ja, sondern über die Vorstellung, dass das alles in vielen Haushalten der Bundesrepublik tatsächlich niemals ernsthaft besprochen worden ist.

Der wahre Horror ist die Normalität? Das so platt auf den Punkt zu bringen würde der erzählerischen Kunstfertigkeit, mit der Roman Ehrlich vorgeht, nicht gerecht. Aber dieser Roman bringt einen dazu, so einen Gedanken beim Lesen ständig im Kopf zu haben und gleichzeitig immer wieder neu über die Wendungen zu staunen, die er zwischen Film- und Alltagsbeschreibungen bereithält. Normalität noir, kunstvoll erzählt.



«Ilko-Sascha Kowalczyk ist der Punk unter den deutschen Historikern, akademischer Rebell und intellektueller Non-Konformist.»
Jacqueline Boysen, Frankfurter Allgemeine Zeitung

«Vielleicht braucht es wirklich einen Autor aus dem Osten, um die liberale Demokratie als etwas Seltenes, Kostbares, Schützenswertes bewusst zu machen – für alle im Land.»
Gustav Seibt, Süddeutsche Zeitung

«Eine messerscharfe und unbequeme Bilanz der letzten 35 Jahre, die aber unbedingt nötig ist, um die Gegenwart besser zu verstehen.»
Bettina Baltschev, mdr



240 Seiten | Gebunden | € 22,- | ISBN 978-3-406-82213-9

Anzeige
C.H. BECK
WWW.CHBECK.DE
Der C.H. Beck Newsletter: Die Welt im Buch
chbeck.de/nlz

Subversive Sprengkraft aus der Truhe

2024 ist ein gutes Jahr für italienische Schriftstellerinnen. Reihenweise werden fast vergessene Autorinnen wie Goliarda Sapienza und Dolores Prato gerade wieder entdeckt. Das wird auch Zeit

Von Marielle Kreienborg

Im Jahr 2024 kehrt das Land, wo rote Bänke stehen, unter dem Motto „Verwurzelt in der Zukunft“ nach 36 Jahren als Ehrengast auf die Frankfurter Buchmesse zurück – und hat viele zeitgenössische Schriftstellerinnen im Gepäck: Francesca Melandri mit ihrem neuen Roman „Kalte Füße“, Giulia Caminito Debütroman „Das große A“ von 2016, der in deutscher Übersetzung bei Wagenbach bei uns erst in diesem Jahr erschien, Igiaba Scego, die mit der Schriftstellerin Isabelle Lehn über ihren Roman „Kassandra in Mogadischu“ spricht, und die 87-jährige Grand Dame der italienischen Literatur, Dacia Maraini, die ihren neuen Roman „Tage im August“ vorstellt.

Überhaupt ist 2024 bislang ein gutes Jahr für italienische Schriftstellerinnen: Donatella Di Pietrantonio gewann mit „L'età fragile“ die 78. Ausgabe des wichtigsten italienischen Literaturpreises Premio Strega. Der nonsolo Verlag, der

ner Essaysammlung „Per una nuova storia letteraria“, Schriftstellerinnen entweder ganz ausgelassen oder auf einige wenige Zeilen reduziert und Leser:innen stattdessen aufgefordert haben, beispielhafte „weibliche Figuren“ in den Werken großer Schriftsteller zu entdecken.

De Sanctis Literaturgeschichte machte Schule. Und während italienische Verlage heutzutage auch aus ökonomischen Gründen um die Wiederaufnahme ausgemerzter Stimmen in ihr Programm bemüht sind, scheinen staatliche Schulen diesem *recupero letterario* gegenüber nach wie vor gleichgültig gegenüberzustehen. Ein italienisches Schulbuch behandelt selten mehr als fünf Schriftstellerinnen, und nur wenige Schüler:innen können die einzige Literaturnobelpreisträgerin ihres Landes, Grazia Deledda, beim Namen nennen. Deledda, Elsa Morante, Natalia Ginzburg, Alda Merini oder Patrizia Valduga werden, im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen, selten ausführlich besprochen oder analysiert, sondern bleiben vielfach ungelesene Fußnoten, oft im Schatten ihrer vorgeblich beachtenswerteren Schriftsteller-Partner. Selbst dem nuancierten italienischen Schriftsteller Italo Calvino gelingt es im 1991 postum bei Mondadori erschienenen „Warum Klassiker lesen“ nicht, zwischen 35 Opera magna das Werk einer einzigen Schriftstellerin unterzubringen.

„A Celebration of Women Writers“, ein wachsender digitaler Katalog zu Schriftstellerinnen aus der ganzen Welt, kommt hingegen allein für Italien auf 400 Namen aus allen erdenklichen Epochen: Die Schriftstellerin und Philosophin Christine de Pizan („Der Schatz der Stadt der Frauen“) sprach sich bereits im 14. Jahrhundert in Frankreich – wo sie ausgiebig gelesen wurde, während ihr Herkunftsland ihr literarisches Schaffen ignorierte – in der Debatte über die *querelle des femmes* (über die Geschlechterordnung in Texten und Bildern) gegen die im Spätmittelalter vorherrschende Frauenverachtung ihrer Kollegen aus.

Die Gelehrte und Schriftstellerin Laura Cereta schrieb im 15. Jahrhundert Briefe, in denen sie für Frauenrechte in Bezug auf Bildung und innerhalb der Ehe eintrat. Isotta Nogarola, Schriftstellerin und Humanistin, führte Mitte des 15. Jahrhunderts sogar einen energischen Briefwechsel mit dem Humanisten Ludovico Foscarini, in dem die beiden auf Lateinisch diskutierten, ob Eva tatsächlich, wie der heilige Augustinus vermittelte, mehr Schuld an der Erbsünde trage als Adam. Das macht Isotta Nogarola zur ersten Frau der Renaissance, die eine öffentliche Diskussion mit einem Humanisten geführt hat. Wie oft ihr Name an italienischen Schulen und Universitäten wohl erwähnt wird (beziehungsweise, bezugnehmend auf das 14. bis 19. Jahrhundert, überhaupt ein weiblicher Name)? Noch im Masterstudium der romanischen Literaturwissenschaft wird das völlige Fehlen von Frauen im Literaturkanon vor dem 20. Jahrhundert meist mit einem „Bedauerlicherweise hatten Frauen in jener Zeit keinen Zugang zu Wissen und Bildung“ abgetan.

Sie habe sich oft gefragt, schreibt die italienische Schriftstellerin Olga Campofreda in der überregionalen



Durfte unter den Faschisten nicht veröffentlichten: Paola Masino auf einer Aufnahme von 1931
Foto: Archivio GBB/laif

Anzeige

HAMMETT
KRIMIBUCHHANDLUNG

Mo-Fr 10-19, Sa 9-18
Friesenstraße 27
Berlin-Kreuzberg
Fon: 030 - 226 813 59
www.hammett-krimis.de

junge italienische Autor:innen ins Deutsche übersetzt, hat den Deutschen Verlagspreis 2024 gewonnen. Und reihenweise italienische Schriftstellerinnen wurden in den vergangenen Jahren sowohl von ihren italienischen als auch von deutschen Verlagen wiederentdeckt: Goliarda Sapienza, Dolores Prato, Anna Maria Ortese, Alba de Céspedes oder Sibilla Aleramo. Deren autobiografisch gefärbter Roman „Eine Frau“ löste 1906 bei Ersterscheinen einen internationalen Skandal aus: Die namenlose Protagonistin lässt im Kampf um die Kontrolle über ihr eigenes Leben nämlich ihren gewalttätigen Ehemann, aber auch ihren Sohn zurück.

Bei Papero Editore wurde letztes in der Reihe „Sorelle d'Italia“ die erste Science-Fiction-Autorin Italiens, Rosa Rosà, neu aufgelegt. Trotzdem laufen Schriftstellerinnen wie Michela Murgia oder Oriana Fallaci in ihrem Herkunftsland Gefahr, nach ihrem Tod schleichend dem Vergessen anheimzufallen. Nicht, weil ihre geistige Arbeit nicht mehr zu den Menschen spräche. Fallacis Bücher – „Die Wut und der Stolz“, „Inshallah“, „Ein Mann“ oder „Brief an ein ungeborenes Kind“ – sind hochaktuell. Sondern, weil sie es nie in den toten, weißen und vor allem männlichen italienischen Literaturkanon geschafft haben.

Der hatte lange vor ihrer Geburt bereits weibliche Stimmen systematisch ausgeschlossen: 1870, pünktlich zur Geburt des Königreichs Italien, in der „Storia della letteratura italiana“ („Geschichte der italienischen Literatur“) des ersten italienischen Bildungsministers Francesco de Sanctis. De Sanctis soll, um es mit den Worten des italienischen Philologen Federico Sanguineti zu sagen, „einen echten kulturellen Femizid“ begangen haben. Er habe, schreibt Sanguineti in sei-

italienischen Tageszeitung *Domani*, was sich geändert hätte, wenn sie in der Schule neben Calvino Cosimo, der das Leben auf der Erde ablehnt und beschließt, nur noch auf den Bäumen zu leben, die Geschichte von (Paola) Masinos kleiner Hausfrau entdeckt hätte, die sich weigert, aus ihrer Truhe herauszukommen. Diesem ebenso bitteren wie humorvollen Roman („Die Geburt der Hausfrau und ihr Tod“) war wegen seiner subversiven Sprengkraft 1945 vom faschistischen Regime der Prozess gemacht worden. Der Roman geriet, ebenso wie seine Autorin, in Vergessenheit und wurde erst 2019 von Feltrinelli neu aufgelegt.

Dass das Fehlen von Frauen im Literaturkanon eine einseitige Welt-sicht perpetuiere, in der die eine Seite davon ausgehe, dass die andere nichts getan habe oder dass, „wenn sie etwas geschrieben hat, es uninteressant war“, glaubt auch die italienische Lektorin und Gegenwartsautorin Giulia Caminito. Die andere Seite hingegen, so Caminito im Interview mit dem digitalen italienischen Literaturmagazin *Il Rifugio dell'Uccello*, frage sich, „warum keine Schriftstellerinnen auf dem Programm stehen, wa-

rum wir in den Ferien keine Bücher von Schriftstellerinnen zu lesen haben, warum Frauen im historischen Kontext nicht vorkommen. Eine Präsenz durch Abwesenheit, die einige von uns dazu bringt, Nachforschungen anzustellen.“

In „Amatissime“ schreibt Caminito gegen das Vergessen von

Schulen stehen diesem „recupero letterario“ gleichgültig gegenüber

Schriftstellerinnen des italienischen Novecento an. In fünf Kapiteln verwebt sie den Roman ihres eigenen Lebens mit den Biografien von zwei bekannten – Ginzburg und Morante – sowie drei unbekanntem Lieblingsschriftstellerinnen des 20. Jahrhunderts: Laudomia Bonanni, Livia de Stefani, die in „La vigna di uve nere“ bereits 1953 über die Mafia schrieb, und, abermals, Paola Masino. Sie würde sich freuen, sagt Caminito, wenn ihr

Buch in Schulen gelesen würde, denn die Wiederentdeckung von Schriftstellerinnen durch die Schulen sei „unerlässlich“, um die „im Wesentlichen nach wie vor patriarchalische forma mentis der italienischen Gesellschaft“ fortwirkend zu verändern.

Und wie hält man nun die vielen wiederentdeckten Schriftstellerinnen dauerhaft am Leben? „Indem man sie liest“, antwortet Giulia Caminito. „Ich glaube, dass für Schriftstellerinnen wie für Schriftsteller der Schulunterricht eine grundlegende Rolle spielt. Wenn die Schriftstellerinnen des 20. Jahrhunderts in den Schulen gelesen und als Pflichtlektüre vorgeschlagen würden, gerieten sie sicher nicht in Vergessenheit. Es sind die Schulen, die sie in der allgemeinen Kultur lebendig halten.“ Eine Antwort auf die Frage „Italia, dove vai?“ („Italien, wie weiter?“), die Caminito am Donnerstagabend mit den Schriftsteller:innen Melania G. Mazzucco, Francesca Melandri, Mario Desati, Gianrico Carofiglio und Paolo Rumiz in der Romanfabrik im Rahmen der Frankfurter Buchmesse diskutiert, muss also lauten: Mehr Schwestern in die Schulbücher!

„Es sah aus wie das blühende Matriarchat“

Die Schauspielerin Caroline Peters hat mit „Ein anderes Leben“ ihren ersten Roman veröffentlicht. Darin sucht die jüngste von drei Töchtern nach Spuren ihrer ungewöhnlichen verstorbenen Mutter

Interview Shirin Sojitrwalla



Seit diesem Jahr erneut Ensemblemitglied am Wiener Burgtheater – und Autorin: Caroline Peters
Foto: Mirjam Knickriem/photoselection

Caroline Peters

geboren 1971, ist eine der bekanntesten Schauspielerinnen Deutschlands. Seit mehr als 30 Jahren steht sie auf den wichtigsten Theaterbühnen, aktuell gehört sie dem Ensemble des Wiener Burgtheaters an. Mit der Fernsehserie „Mord mit Aussicht“ erreichte sie ein Millionenpublikum, selbiges gilt für Kino-Hits wie Sönke Wortmanns „Der Vorname“. 2016 und 2018 wurde Peters zur Schauspielerin des Jahres gekürt. Gerade ist ihr erster Roman „Ein anderes Leben“ erschienen.

mus. Ich glaube, dass das eine große Rolle gespielt hat für mich beim Schreiben.

literataz: Und für die Dramaturgie der Geschichte auch?

Peters: Ja. Nicht nur ein großer Bogen von der ersten bis zur letzten Seite, sondern 100 kleine Bögen, in denen man auch mal wieder eine Pause braucht zwischendurch oder einen zweiten Akt oder einen Aktabschluss. Es gibt Schauspieler, die sich stärker als Performer verstehen, aber ich verstehe mich sehr stark als Erzählerin.

literataz: Wäre das in Ihren Augen auch die Erklärung für die vielen Romane schreibenden Theaterschauspieler und Theaterschauspielerinnen, also etwa Edgar Selge, Joachim Meyerhoff... ..oder Samuel Finzi! Valery Tscheplanowa! Ja, aus meiner Sicht hängt das wirklich damit zusammen. Es gibt eine bestimmte Art von Schauspielern, die sich auf der Bühne und im Film als Geschichtenerzähler verstehen. Und die können dann eben auch Romane schreiben, weil es das ist, was sie sowieso machen.

Peters: Das sehe ich genauso. Es wird ja oft so dargestellt, als sei der Schauspieler ein Gefäß, in das ein Regie-Zampano alles reinfüllt. Das halte ich für ein Klischee. Ich habe noch nie einen Schauspieler oder eine Schauspielerin kennengelernt, der so ist. Ich kenne nur Leute, die von sich aus einen starken Charakter haben und dann mit starken Charakteren, die unten sitzen, in Kontakt treten.

literataz: Edgar Selge hat mal vom „beneidenswerten Selbstkontakt“ gesprochen und davon, dass die Selbstanalyse zum Handwerkzeug des Schauspielers gehöre.

Peters: Das sehe ich genauso. Es wird ja oft so dargestellt, als sei der Schauspieler ein Gefäß, in das ein Regie-Zampano alles reinfüllt. Das halte ich für ein Klischee. Ich habe noch nie einen Schauspieler oder eine Schauspielerin kennengelernt, der so ist. Ich kenne nur Leute, die von sich aus einen starken Charakter haben und dann mit starken Charakteren, die unten sitzen, in Kontakt treten.

literataz: Sie gehen auf große Lesereise. Blicken Sie dem mit Vorfreude entgegen?

Peters: Ich habe gar keine Erfahrung damit und bin wahnsinnig aufgeregt. Ich habe keine Ahnung, wie das werden wird.

literataz: Können Sie denn schon absehen, ob Sie weiter-schreiben werden?

Peters: Ich möchte es auf jeden Fall. Ich muss gucken, wie ich das hinkriege. Also, ich hoffe auf mehr.

literataz: Ich auch.

Peters: Das ist schon mal gut.

literataz: Frau Peters, in Ihrem Roman zeichnen Sie das Bild einer ungewöhnlichen Frau. In einem Interview haben Sie gesagt, dass es Ihre Mutter sei, die Slawistin und Literaturwissenschaftlerin Johanne Peters, der Sie eine neue Biografie andichteten.

Caroline Peters: Es geht entlang der biografischen Daten meiner Mutter. Aber ich habe nicht wirklich ein Porträt meiner eigenen Mutter geschrieben, schon weil ich meine Geschwister nicht porträtieren wollte. Die Töchter im Roman sind alles Versionen von mir selbst. Mich hat aber vor allen Dingen meine Mutter interessiert. Es ist zwar nicht ihr Leben, aber schon sehr stark ihr Charakter.

literataz: Eine interessante Frau, auch weil sie mit Rollenerwartungen bricht, was sich etwa in ihrer mangelnden Fürsorge den eigenen Kindern gegenüber zeigt. Wiewohl mir beim Lesen Ihres Romans klar wurde, wie unbeaufsichtigt wir Kinder der 60er und 70er Jahre waren.

Peters: Das hat mich auch sehr beschäftigt. Wenn ich mit Gleichaltrigen rede, sagen alle, dass sie nicht besonders gut behütet wurden, sondern an der Grenze zur Verwahrlosung aufwuchsen, weil die Eltern selbst groß geworden sind. Wer hat auf meine Mutter aufgepasst, als sie elf Jahre alt war?

literataz: Wie kam's dazu, dass Sie nach so vielen Jahren als Schauspielerin Ihren ersten Roman veröffentlichten?

Peters: Ich habe immer schon viel geschrieben, aber immer nur für mich. Dann kam die Pandemie, und mein Berufsleben war tatsächlich von einem Tag zum anderen zu hundert Prozent weg. Also nicht so ein bisschen weg, sondern es war einfach alles weg, und ich musste mich neu konfigurieren.

literataz: Klingt schwierig.
Peters: Ich bin seit 30 Jahren fest am Theater engagiert. Ich kenne keine Wochenenden oder Diens-tage, an denen man einfach frei-hat. Ich musste das alles neu lernen.

Für mich eine super Gelegenheit, mich durchs Schreiben zu strukturieren. Das hat dann natürlich alles viel länger gedauert, als ich gedacht habe, weil ich überhaupt keine Ahnung hatte.

literataz: Sie schreiben aus der Perspektive der jüngsten Tochter, die mitunter unter der Nichtbeachtung ihrer Mutter leidet, aber der Roman bewertet die Mutter nicht.

Peters: Es ist mein Versuch, aus alten Bewertungsmustern rauszukommen. Ja, meine Eltern haben das und das falsch gemacht und deswegen bin ich so und so geworden. Nein, meine Eltern haben getan, was sie konnten, und ich als Kind auch. Menschen machen Fehler. Es wäre schön, wenn man sich das in der Familie gegenseitig zugestehen würde und sagen könnte: „Ich konnte es nicht besser. Es tut mir leid.“ Ich fände es irgendwie netter, wenn man netter zu seinen eigenen Eltern wäre. Meine Mutter ist sehr früh gestorben, und jetzt, wo ich erwachsen bin, verstehe ich vieles, was ich vorher nicht gesehen habe.

literataz: Menschen machen Fehler. Der Satz fällt auch im Roman. Ihre Ich-Erzählerin macht eine Entwicklung durch, indem sie sich erinnert. Erzählanlass ist die Beerdigung des Vaters, der nach der Mutter stirbt. Von Adorno stammt der Satz „Das Ende der Familie lähmt die Gegenkräfte“. Wenn die Eltern sterben, scheint der Weg für Vergebung frei?

Peters: Ja, vielleicht. Es ist auch eine deutsche Tradition, sich immer abzuarbeiten und gegen die Eltern zu gehen, weil man alles Traditionelle ablehnt.

literataz: War für Sie gleich klar, dass Sie diese Geschichte in Ich-Form schreiben würden?

Peters: Ich wollte eigentlich gerne die Perspektive der Mutter einnehmen, aber das konnte ich nicht. Im Schauspiel sagt man: „Benutze die auftauchenden Widerstände, die haben eine Bedeutung und eine Bewandnis.“ Ich bin nicht an den Punkt gekommen, die Perspektive der Mutter einzunehmen, ich bin immer bei mir stecken geblieben.

Ich hatte mir das anders vorgestellt, aber dann ist der Weg hin zur Perspektive der Mutter eben zur Dramaturgie des Romans geworden.

literataz: Bei drei Töchtern denkt man an Tschschows „Drei Schwestern“ oder an „König Lear“ und seine drei Töchter.

Peters: Mir ist das auch irgendwann aufgefallen. Die Inspiration kam aber tatsächlich von Jane Birkin und ihren drei Töchtern. Es gab so ein tolles Foto von ihr und ihren drei berühmten Töchtern von drei verschiedenen Vätern. Es sah aus wie das blühende Matriarchat.

literataz: Die Töchter in Ihrem Roman haben auch alle einen anderen Vater.

Peters: Bei mir ist jede Tochter in einem anderen Jahrzehnt geboren, sodass jede Tochter auch eine andere Erziehung genießt, je nachdem, ob sie in den 70er oder in den 80er Jahren eingeschult wurde. Ich habe mal den Satz gehört: „Kein Kind wird in dieselbe Familie geboren.“ Das finde ich einen total guten Satz.

literataz: Toller wahrer Satz!

Peters: Ich weiß leider nicht mehr, wo ich ihn her habe, aber er hat bei mir viele Türen aufgemacht.

Jedes Kind wird in eine andere Familie geboren. Das ist so wertfrei und so hilfreich und auch so gnädig, weil man sich nicht aneinander abarbeiten muss.

literataz: Die Schwestern im Roman geraten aneinander, weil sie sich wie alle Geschwister unterschiedlich erinnern.

Peters: Die Perspektive ist eben unterschiedlich. Und das Blöde ist, dass man eine gemeinsame Perspektive haben will, um sich mit dieser Familie zu identifizieren.

literataz: Sie haben gerade schon erzählt, dass Sie auf Schauspiel-erfahrungen zurückgegriffen haben. Gab es sonst noch etwas aus Ihrem Beruf, das Ihnen beim Schreiben geholfen hat?

Peters: Als Schauspielerin, vor allem am Theater, ist man sehr viel mit Sprache beschäftigt, und sehr viele verschiedene Sprachstile gehen, weil man die Texte auswendig lernt und spricht, buchstäblich durch einen durch. Ob man auf der Bühne Pollesch spricht oder Jelinek oder eine Shakespeare-Übersetzung oder Goethe oder Schiller, das macht was mit einem und auch mit dem sprachlichen Verständnis und mit der Frage nach dem Rhyth-



Caroline Peters: „Ein anderes Leben“. Rowohlt Verlag, Hamburg 2024. 240 Seiten, 23 Euro

Anzeige

böll thema
24-2
Demokratie
Vielfältige Wege, ein gemeinsames Ziel

Böll.Thema 24 – 2
Das Magazin der Heinrich-Böll-Stiftung

**Demokratie –
Vielfältige Wege,
ein gemeinsames Ziel**

Weltweit steht die Demokratie unter Druck. Menschen und Organisationen werden daran gehindert, ihre Meinung zu äußern oder ihre Rechte wahrzunehmen. Doch nicht alle lassen sich einschüchtern. In diesem Heft stellen wir Menschen vor, die mit ihrem demokratischen Engagement beeindrucken.

Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung
Berlin, Oktober 2024, 44 Seiten

boell.de/thema

Besuchen
Sie uns auf
der Frankfurter
Buchmesse!
Halle 3.1
Stand D29

HEINRICH BÖLL STIFTUNG
Die grüne politische Stiftung

Schumannstraße 8, 10117 Berlin www.boell.de
 @boellstiftung Heinrich-Böll-Stiftung

Mit Liebe gegen die fossilen Riesen

Der „Belami von Eimsbüttel“ trifft auf Kreta mit Aktivisten, Ex-Bühnenkünstlern und Verschwörungstheoretikern zusammen: Frank Schulz hat einen Klimawandelroman geschrieben

Von **Andreas Rüttenauer**

in Zausel, dessen wirre Videos auf Youtube schon mal mehr als 10.000 Klicks erreichen, liefert die Botschaft dieses Romans. Er turnt in Hamburg vor der Stadtkulisse herum und predigt über den Klimawandel, die Klimakrise, die Klimakatastrophe – wie auch immer. Wie der Kampf gegen die fossilen Riesen gewonnen werden kann? Mit der Liebe. Amor gegen Goliath. Mit dieser Botschaft können die Aktiven im Kampf für das Weltklima weitermachen, auch wenn sich immer weniger Leute für ihr Engagement interessieren. Echt jetzt? Das soll die Botschaft sein dieses großen deutschen Klimaromans, den

Was will den Lesenden ein Autor sagen, der über seine Figuren bisweilen so schreibt, als wolle er sich über sie lustig machen?

Frank Schulz da komponiert hat? Oder ist es gar kein Klimaroman? Und ist er wirklich groß? Ja, was will den Lesenden wohl ein Autor sagen, der über seine Figuren bisweilen so schreibt, als wolle er sich über sie lustig machen?

Nun ja, erst einmal will er sie vielleicht bei der Stange halten über die satten 750 Seiten. Mit seinem Spaß an wohl gepflegten Unsinnformulierungen gelingt ihm das. Da ist dann mal von der „prototypischen Charaktermaske eines Eliteangehörigen des mental-autoritär-kulturkapitalistischen Komplexes“ die Rede. Aber es geht auch einfacher. Der in die Jahre kommende Aufreißer Dr. phil. Philipp Büttner, dessen „Tiger Move“, mit dem er die Frauen zu umschwänzeln weiß, mit der Zeit nicht mehr ganz so geschmeidig ist wie ehemals, wird als der „Belami von Eimsbüttel“ vorgestellt.

Am Ende landet der arbeitslos gewordene Journalist, dessen größte Qualifikation die Freundschaft zu einem stellvertretenden Redaktionsleiter einer Zeitschrift ist, der in Talkshows seine Allwissenheit zur Schau trägt, während eines Aufenthalts auf Kreta im Bett mit der



In den Süden fliegen macht Spaß – auch Klimaaktivistinnen Foto: Nikolas Kokovlis/imagio

viel älteren pensionierten Lehrerin. Die hatte eigentlich nur noch zwei Ziele, einmal einen Aufsatz in der Zeitschrift *Merkur* unterzubringen – über die Klimakrise, versteht sich – und endlich den Schatten ihres Ex-Mannes loszuwerden, der sich zu einem rechten Influencer entwickelt hat. Das hatte Büttner zwar nicht vor, macht aber auch nichts, denn er hatte ja schon Erfahrung mit einer älteren Frau, seiner Doktorin, was er nie vergessen wird, hat er die Beziehung doch wie alle darauffolgenden in eine Excel-Tabelle eingepflegt.

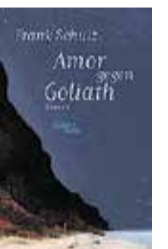
Eigentlich wollte jener Belami auf Kreta mit den zwei Frauen, sei-

ner Verlobten und deren bester Freundin, mit denen er unterwegs war, endlich seine Fantasie von einer „Triole, einem flotten Dreier, wie Tante Gisela sagt, einem Threesome FFM HD, wie die Menüleiste über dem Pornportal sagt“, ausleben. Das endet im Desaster und ist so wenig erfolgreich wie seine Annäherungsversuche an Cathi, die ihren depressiven Mann, den Musiker Ricky Kottenpeter (!) an alter Urlaubsstätte auf der Mittelmeerinsel wieder zu jenem Geschöpf machen möchte, in das sie sich nach einem Auftritt der Band Kottenpeters Knötterpöten (!) einst verliebt hatte.

Cathi ist Aktivistin bei den *Everydays for Future* in Osnabrück und hängt deshalb immer am Handy. Ihr Leben hat sich grundlegend verändert, seit Greta Thunberg das erste Mal die Schule für das Klima geschwänzt hat. Das mag anderen auch so gehen, die sich wie Cathi im Urlaub auf Kreta vor Freunden mit dem Systemargument dafür rechtfertigen, dass sie dann eben doch mit dem Flugzeug in den Süden geflogen sind, wo sich die ganz heißen Tage mit über 40 Grad dank Klimaanlage bisweilen sogar kalt anfühlen.

Das ist es, was einen durch den Roman treibt. Immer wieder wird

man mit Sätzen ertappt, die man vielleicht selbst sogar schon mal gesagt hat. Und von den Nebenfiguren, die durch das Buch tapern, ist einem der eine oder die andere gewiss auch schon mal begegnet: Der Nachbar, der zum „Covidioten“ – wie schön, dass Schulz dieses Wort dem Vergessen entrissen hat! – mutiert ist, oder der alte, sehr weiße Mann, der einen mit Newslettern in gewollt witzigem Ton mit den handelsüblichen Verschwörungstheorien belästigt. Schulz spielt die Lesenden auf diese Weise gezielt an und wird so manchen Treffer landen. Ein durchaus geschmeidiger literarischer Tiger Move ist das.



Frank Schulz: „Amor gegen Goliath“. Galiani Verlag, Berlin 2024, 750 Seiten, 32 Euro

Der Hölle de facto entkommen

Es ist eine Sache, für die es keine Sprache gibt: der Missbrauch an Kindern. Neige Sinno hat dennoch ein bemerkenswertes Buch darüber geschrieben

Von **Livia Sarai Lergenmüller**

Neige Sinno muss etwa neun Jahre als gewesen sein, als ihr Stiefvater sie zum ersten Mal vergewaltigt, 15, als es aufhört, 21, als sie ihn anzeigt, 44, als sie ein Buch darüber schreibt. „Trauriger Tiger“ ist die literarische Sensation des letzten Jahres aus Frankreich, vielfach ausgezeichnet, vielfach verkauft. Sinno, 1977 in der französischen Region Hautes-Alpes geboren, schreibt über den schweren sexuellen Missbrauch, den sie als Kind über Jahre hinweg durch ihren Stiefvater erfährt.

Er ist damals Mitte zwanzig, der neue Ehemann der Mutter, gutaussehend, dominant, bekommt mit der Mutter zwei weitere Kinder. Sinno ist ein kleines Mädchen, eine herausragende Schülerin – und sie schweigt. Denn zu reden hätte die Familie zerrüttet und ihre Mutter, die finanziell vom Stiefvater abhän-

gig ist, in noch größere Armut gestürzt. Es ist der Keller, das Ehebett, das Kinderzimmer, der Dachboden, in denen das Kind sich selbst in den Momenten des Missbrauchs beobachtet, von außen, um sich vom eigenen Körper zu befreien. Erst als ihre Geschwister in das Alter kommen, in dem der Missbrauch bei ihr begann, bricht sie schließlich ihr Schweigen.

Die Geschichte erfahren die Leser:innen etappenweise. „Trauriger Tiger“ ist ein sprachlich dichtes, stilistisch aber fragmentiertes Werk. Sinno springt zwischen verschiedenen Textformen, ihre Erinnerungen stehen zwischen Zeitungsartikeln über ihr eigenes Gerichtsverfahren, philosophischen Essays, Einordnungen aus der Literaturwissenschaft und psychologischen Studien am Täter. Die verschiedenen Texte wechseln sich abrupt ab, und doch gelingt es Sinno, sie miteinander zu verweben und

zu einem Ganzen werden zu lassen. Überhaupt, ihr Thema lesbar zu machen: Diese sprachliche Abwechslung ist notwendig; wann immer es zu dunkel wird, rettet sie sich in die Abstraktion.

In „Trauriger Tiger“ spricht die Autorin selbst. Akribisch spürt sie ihrem eigenen Schmerz nach, bohrt sich von allen Seiten in die Materie ihres Themas, fast, als wolle sie mit ihren tausend Fragen, Thesen und Argumenten dem Thema die Luft zum Atmen nehmen. Dadurch entzieht sich ihre Sprache der klassischen Opfererzählung. Sinno lehnt jegliche Ästhetisierung von Gewalt und Grauen ab. Die teils erschreckend detaillierten Beschreibungen dienen nicht dem Voyeurismus, sondern sind notwendig, um das Material abzustecken. Ihr Buch ist jedoch nicht der in Schriftform stattfindende Versuch einer Selbsttherapie. Therapeutisches Schreiben, daran glaubt Sinno nicht, denn

„derjenige, der schreibt, ist de facto der Hölle bereits entkommen“.

Dabei ist sich der Text der Unmöglichkeit seines eigenen Unterfangens bewusst. Wer selbst ein Trauma erlebt hat, weiß, dass es kaum möglich ist, sein Erlebtes wirklich für andere begreifbar zu machen. Nichts kann der Erfahrung vollumfänglich gerecht werden, jeder Satz scheint unzureichend und damit schon falsch. „Ich weiß, dass die Wahrheit nicht in der Sprache liegt“, schreibt Sinno. Für sie selbst sind es daher fiktionale Werke, in die sie sich seit dem Kindesalter flüchtet. Bücher und der Rückzug in die Fantasie werden zur „eigenen Waffe“, einer Möglichkeit, das Geschehene zu verarbeiten. Diese Leidenschaft trägt Früchte: Die Analysen anderer literarischer Darstellungen des Missbrauchs machen einen wichtigen Teil des Buchs aus. Immer wieder versucht Sinno, sich über andere Werke und Figu-

ren dem Erlebten zu nähern. Warlam Schalamow, Vladimir Nabokov, Annie Ernaux, Margaux Fragoso; Sinno trägt sie unermüdlich zusammen, immer in der Absicht, selbst besser zu verstehen und sich verständlich zu machen.

„Trauriger Tiger“ ist beides: der Versuch, dem schweren Trauma eines Missbrauchs gerecht zu werden, und das gleichzeitige Scheitern daran. Aber genau dieses Scheitern, die Erkenntnis, dass die Wahrheit niemals ganz greifbar wird, lässt ihr Buch die Schwelle zur Fiktion übertreten und macht es zu einem meisterhaften Stück Literatur. Sinno Buch ist daher weit mehr als eine Aufarbeitung eines Traumas. Es ist eine vielschichtige Reflexion über Gewalt, Macht und die unlöslichen Spuren, die sie hinterlassen. So gelingt es Sinno, das Grauen des Missbrauchs in eine Form zu bringen, ohne ihm seine Schärfe zu nehmen.



Neige Sinno: „Trauriger Tiger“. Aus dem Französischen von Michaela Meßner. dtv, München 2024, 304 Seiten, 24 Euro

Die Autorin
Katja Lange-
Müller in ihrer
Wohnung in
Berlin-Wed-
ding
Foto: Lia Darjes



Damit drehen sich die Machtverhältnisse in der seltsamen WG erneut

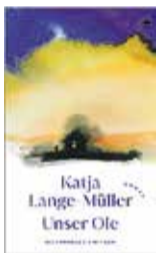
über Ole, lähmen sie weiterhin. Obwohl oder vielleicht weil Manuela nie erwachsen wurde, durchschaut sie schnell die prekäre Lage von Ida, die sich ebenfalls an einer gefühllos-kalten Mutter abgearbeitet hat. Statt aus den Erfahrungen gemeinsam zu lernen, statt endlich Empathie für das schwächere Gegenüber zu entwickeln, degradiert Manuela die Gefährtin der Toten zu einer Hausangestellten, die schuftet muss, um nicht vor die Tür gesetzt zu werden. Dass allein Ole sich aus dem Geflecht der Abhängigkeiten zu lösen vermag, ist die kuriose Pointe dieses brillanten Buchs.

In ihren vorangegangenen Romanen „Böse Schafe“ und „Drehtür“ hat Katja Lange-Müller gezeigt, wie wichtig die Wahl der Erzählperspektive für das Gelingen eines längeren Prosawerks ist. In „Unser Ole“ stellt sich die Berliner Schriftstellerin als allwissende Instanz vor. „Diese Geschichte ist nicht erfunden, schon gar nicht frei.“ Die Namen habe sie geändert, den Menschen „Gedanken in den Kopf und Wörter in den Mund gelegt“, auch um Spuren zu verwischen, „obwohl zwei von ihnen bereits verstorben sind, mich also ohnehin nicht mehr verklagen könnten“. Die Position, die mit dem Justiziablen spielt, könnte dazu führen, dass eine literarische RichterIn über ihre Figuren herzieht. Doch das Gegenteil ist der Fall, die traurigen Heldinnen entblättern sich durch erlebte Rede und inneren Monolog von sich aus; der für die Charaktere angemessen schnoddrige Tonfall, der gewiss dem literarischen Naturell Lange-Müllers entspringt, lässt dabei von Beginn keine sentimentale Stimmung aufkommen. Mit „Unser Ole“ hat Katja Lange-Müller, eine Virtuosin des bösen Blicks, abermals bewiesen, wie zeitgemäß und erhellend ein psychologisch fundierter Realismus heute noch ist.

Ungeliebte Kinder

Virtuosin des bösen Blicks: Katja Lange-Müllers Roman „Unser Ole“ ist ein brillantes Kammerspiel, das von Einsamkeit und Abhängigkeit erzählt

Von Carsten Otte



Katja Lange-Müller: „Unser Ole“. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2024, 229 Seiten, 24 Euro

In der DDR war der Schlagersänger Herbert Roth ein Star. Er tingelte im Robur-Kleinbus durch die Ferienorte im Thüringer Wald, war im Fernsehen zu Gast, und in einer wöchentlichen Radiosendung der „Stimme der DDR“ wurden Roths Lieder angeblich in Dauerschleife gespielt – darunter bestimmt sein Hit „Kleines Haus am Wald“, mit dem Katja Lange-Müllers neuer Roman „Unser Ole“ beginnt. Jedenfalls kommt Ida der Refrain in den Sinn, während sie ihren Koffer packt. „Kleines Haus am Wald / Morgen komm ich bald“, lauten die Zeilen, die sie in der Jugend oft gehört hat. Ida wird in ein solches Refugium am Waldesrand einziehen, doch eine Idylle wie im volkstümlichen Liedgut darf sie nicht erwarten. Wie immer sind es sorgsam ausgewählte Details, mit denen Lange-Müller eine Figur charakterisiert und zugleich den gesellschaftlich-historischen Kontext aufzeigt.

Die attraktive Ida hat sich im Laufe ihres Lebens von Männern aushalten lassen. Das ging lange

Zeit gut. Als die Mauer fiel und, wie sie selbst formuliert, auch bei ihr „der Lack ab“ war, hatte sie sich mit dem Geld eines „Langzeit-Sugardaddys“ künstliche Brüste machen lassen. Die straffe Oberweite ist seitdem ein körperliches Kapital, zu dem sie ein äußerst ambivalentes Verhältnis pflegt. Der gefühllose Busen wird jedenfalls zum Symbol für die unbefriedigenden Beziehungen, die Ida eingeht.

Irgendwann bleiben die lukrativen Männerbekanntschaften jedoch leider aus. Noch jobbt sie als Seniorenmodel im Kaufhaus, doch im Grunde ist die 76-jährige Ida mittellos, muss ihre Wohnung bald verlassen. Gewissermaßen im letzten Moment lernt sie Elvira kennen, die Frau mit dem Haus am Wald, das der früh verstorbene Gatte hinterlassen hat. Die Witwe kann etwas Unterstützung im Haushalt gut gebrauchen. Denn sie kümmert sich um ihren geistig zurückgebliebenen Enkel, den ihre Tochter Manuela kurz nach der Geburt verstorben hat.

Ida lässt sich auf die „Dreier-WG“ mit gemischten Gefühlen ein, weil sie befürchtet, Elvira könne möglicherweise eine „lesbische Ader“ haben, doch sie hat keine andere Wahl. „Wird schon schiefgehen“, ermuntert sich Ida, die vor keiner noch so abgedroschenen Redensart zurückschreckt, was die Figur trotzdem nicht unsympathisch macht, sondern sie in ihrer Bodenständigkeit sprachlich treffend beschreibt. „Ohne Moos nix los“, könnte Idas Lebensmotto lauten, aber auf diesen Spruch wartet man vergeblich. Tatsächlich verbindet die Figuren in diesem Roman eine bittere Abhängigkeit vom Vermögen, das andere einmal verdient haben. Die Folge sind Lebenslügen und Konstellationen des Zusammenlebens, in denen die Menschen auch in Gesellschaft einsam sind.

Es gehört zur literarischen Kunst der vielfach ausgezeichneten Autorin, dass nicht nur Charaktere und Einzelszenen stimmig entwickelt sind. Die perfekt gebaute und doch nicht so leicht zu durchschauende

Dramaturgie des Kammerspiels bietet zudem eine erstaunliche Spannungsgeschichte: Der Titelheld glänzt zunächst mit Abwesenheit. Ole haust unbeachtet in der Dachkammer, futtert Bockwürste und säuft literweise Cola. Dann stürzt Elvira die Treppe hinunter, und der Verdacht liegt nahe, dass der jähzornige Junge mit dem Tod der Großmutter etwas zu tun haben könnte. Doch Ole verweigert nicht nur die polizeilichen Befragungen, er reagiert auch völlig desinteressiert, als seine leibliche Mutter auftaucht.

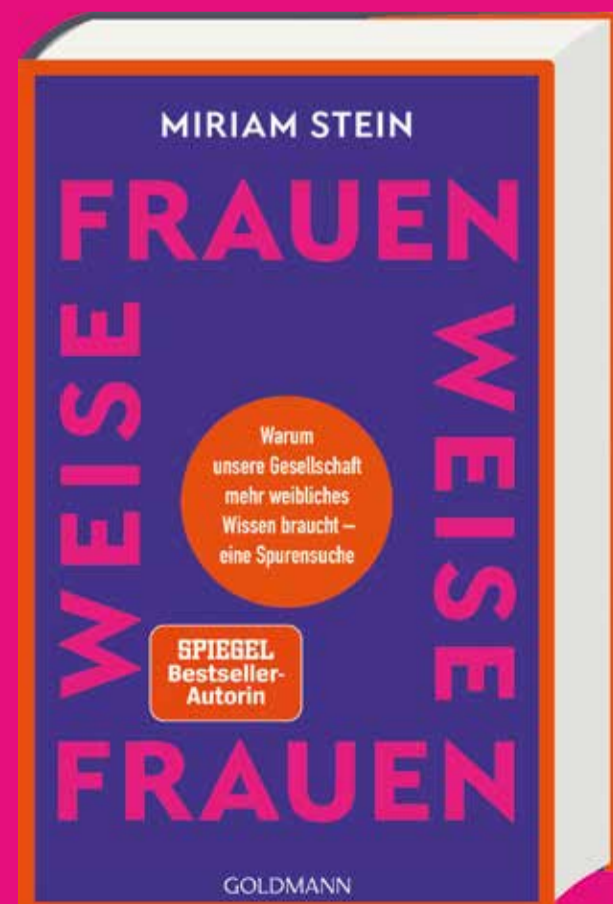
Damit drehen sich die Machtverhältnisse in der seltsamen Wohngemeinschaft erneut. Manuela möchte am liebsten nicht nur Ida, sondern auch den grobschlächtigen Sohn loswerden. Sie spekuliert auf eine Erbschaft, die ihr endlich ein Leben ohne Stütze ermöglicht. Mit der anstehenden Beerdigung befasst sich Manuela nur widerwillig. Die Lieblosigkeit der verstorbenen Mutter, unter der sie als Mädchen gelitten hatte, und die Scham über ihr eigenes Verhalten gegen-

Anzeige

DIE WELT BRAUCHT MEHR WEISHEIT VON FRAUEN

Überliefertes weibliches Wissen über Heilkunde, Pflege, Spiritualität oder Sexualität wird oft als irrelevant oder esoterisch abgetan.

Für ihr neues Buch führte die Bestsellerautorin Miriam Stein sehr persönliche Interviews mit weisen Frauen in aller Welt, und macht deutlich: Gerade heute können wir alle von weiblicher Weisheit profitieren.



304 Seiten, gebunden • € 24,- (D)

Pflaster, Skizzenblock und Sturmhaube

Neuerscheinungen von Emma AdBåge, Sara Lundberg und Dirk Reinhardt erzählen von kleinen Verletzungen, großen Träumen und radikalen Entscheidungen

Von Eva-Christina Meier

Kurz vor der Buchmesse trafen sich die „Lesewölfe“ mit dem Jugendbuchautor Dirk Reinhardt in der Berliner Buchhandlung „Krumulus“. Der engagierte Lesecub ist Teil der Jugendjury für den Deutschen Jugendliteraturpreis 2025. An diesem Nachmittag wollten die sieben Jugendlichen mit dem Schriftsteller aus Münster über seinen jüngsten Roman „No Alternative“ sprechen.

Dieser handelt von Emma, einer siebzehnjährigen Klimaaktivistin, die sich nach dem traumatischen Unfalltod ihres Freundes in Frankfurt am Main einer Gruppe militanter Umweltschützer anschließt. Als Mitglied einer klandestinen Zelle der fiktiven Untergrundorganisation „No Alternative“ wird Emma zur Protagonistin einer medienwirksamen Kletteraktion, beteiligt sich aber schon bald an einer explosiven Sabotage im Frankfurter Osthafen. Durch ein Missgeschick wird sie dabei von Überwachungskameras ohne Sturmhaube gefilmt und gerät dadurch auf die internationale Fahndungsliste.

Äußerst spannend und zugleich einfühlsam schildert Reinhardt in seinem aktuellen Roman mit wechselnden Stimmen die Ereignisse und stellt darin die Dringlichkeit und Legitimität des Widerstandes angesichts der Klimakatastrophe zur Diskussion. In ihrem jugendlichen Existenzialismus erinnern die Romanfiguren an die überzeugend dargestellten Antifa-Aktivistinnen in Julia von Heinz Spielfilm „Und morgen die ganze Welt“.

In „No Alternative“ entscheidet die Protagonistin Emma, trotz Zweifel und Bedenken, die Brücken

zu ihrem alten Leben abzubauen, um mit radikalen Mitteln die Welt vor der Zerstörung durch den Menschen zu retten.

2021, während der Coronapandemie, hatte Dirk Reinhardt begonnen, im Umfeld der Klimaaktivisten zu recherchieren und Gespräche mit den Hungerstreikenden von Letzte Generation zu führen. Heute, drei Jahre später, ist auch der Jugendbuchautor überrascht, wie schnell es gelungen ist, das drängende Ziel einer deutlichen Senkung der Emissionen von der poli-

Als Mitglied einer klandestinen Zelle wird Emma zur Protagonistin einer medienwirksamen Kletteraktion

tischen Agenda zu verdrängen und wie sehr inzwischen populistische Argumentationen auch bei jugendlichen Wähler:innen verfangen.

Zu dem Autorentreffen hatten die „Leselöwen“ einige Fragen über die Hintergründe und Figuren von „No Alternative“ vorbereitet. In der Buchhandlung am Berliner Südstern berichten sie davon, wie nachdrücklich sie das Thema der Lektüre doch beschäftigt hat. Eine Schülerin aus der Lesegruppe engagiert sich in der Klimastreikbewegung Fridays for Future und so findet sie die ethisch-moralischen Überlegungen, die das Buch besonders in den fünf Manifesten der fiktiven Umweltschutzorganisation verhandelt, sehr anregend. Trotzdem ken-

nen sie alle das Bedürfnis, die Bedrohung durch den Klimawandel aus dem Alltag zu verdrängen.

Neugierig fragen sie nach den öffentlichen Reaktionen auf „No Alternative“. Und Dirk Reinhardt erzählt davon, wie er bei der Vorstellung des Buches zuweilen dafür kritisiert wurde, mit der Geschichte über militante Klimaaktivisten Jugendliche auf eine falsche, zu radikale Fährte zu führen. Aber diesen Vorwurf halten die sieben des Lesecubs einfach für abwegig. Aus ihrer Sicht bietet der Roman viele verschiedene Perspektiven an und gibt den Lesern dadurch Raum.

Eine eindrückliche Form des Erzählens wählt auch die schwedische Kinderbuchautorin und -illustratorin Sara Lundberg in „Der Vogel in mir fliegt, wohin er will“. Das Bilderbuch, empfohlen für Kinder ab neun Jahre, handelt von Berta, einem jungen Mädchen, das Anfang des 20. Jahrhunderts auf einem nordschwedischen Bauernhof aufwächst und davon träumt eines Tages Künstlerin zu werden, obwohl das für die Leute auf dem Land kein „richtiger“ Beruf ist.

Zu dieser Geschichte inspiriert wurde Lundberg durch die Tagebuchaufzeichnungen und Briefe der in Hammerdal geborenen Malerin Berta Hansson (1910–94). Bild- und Textebenen greifen in dieser Erzählung eng ineinander. Das Mädchen Berta will weg aus dem abgelegenen Dorf, in dem es mit dem strengen Vater, der tuberkulosekranken Mutter und den Geschwistern lebt. Die schwere Arbeit auf dem Hof prägt den Alltag der Familie. Eine andere Bestimmung, als einen Haushalt zu führen, ist für Mädchen wie Berta oder die älteren Schwestern Julia und Gunna zu jener Zeit kaum vorstellbar. Doch auf dem Hof ihres heimlich malenden Onkels entdeckt Berta schon in jungen Jahren die magische Kraft der Bilder für sich. Seitdem hält sie bei jeder Gelegenheit, die sich bietet – beim Hüten der Kühe oder in Gesellschaft der todkranken Mutter –, ihre Welt auf dem Skizzenblock fest.

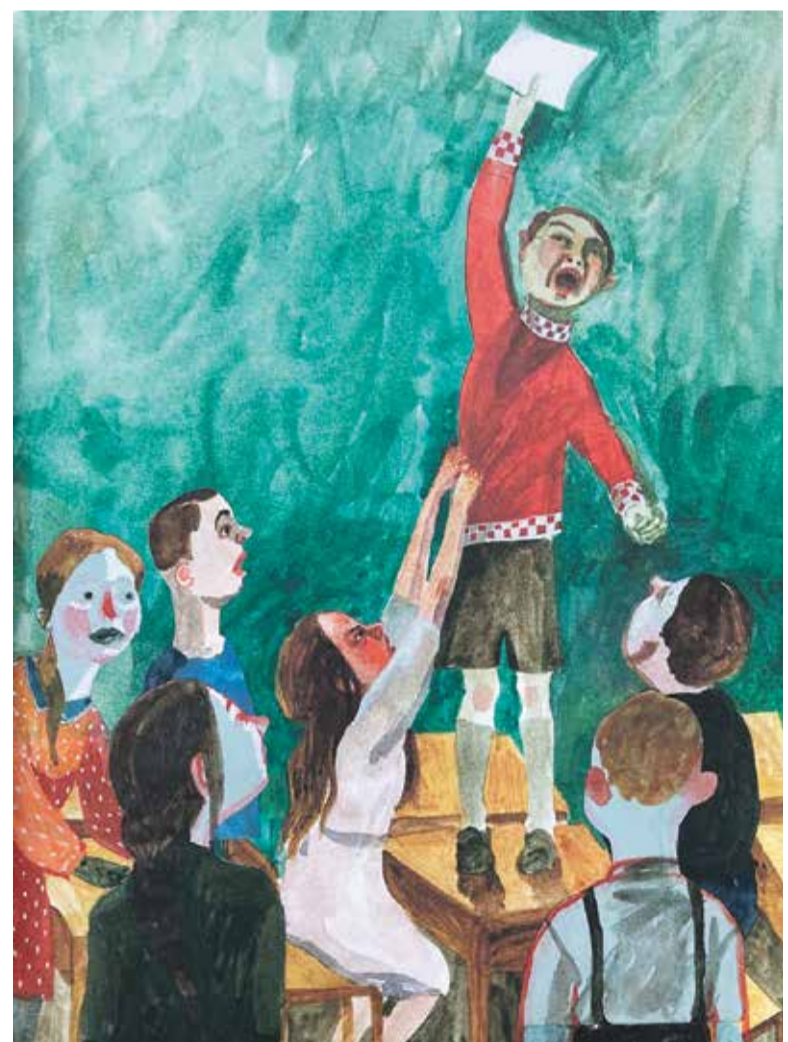
Mit „Der Vogel in mir fliegt, wohin er will“ hat Sara Lundberg ausdrucksstarke Aquarellzeichnungen und Collagen in leuchtenden Farben geschaffen, die den Blick des eigenwilligen Mädchens auf die Landschaft, die Menschen und ihr herausforderndes Leben widerspiegeln. Begleitet von kurzen Tagebuchaufzeichnungen erzählen diese intensiven Illustrationen von Trauer, Aufbruch und dem Streben nach Unabhängigkeit.

Über die historische Biografie der schwedischen Malerin Berta Hansson gibt ein Nachwort mit Fotografien und Originalwerken im Band zusätzliche Auskunft.

Ebenfalls aus dem Schwedischen von Friederike Buchinger übersetzt ist eine humorvolle Bilderbuchgeschichte von Emma AdBåge. In „Die schönste Wunde“ ist einiges los. Schauplatz ist der Pausenhof einer idyllisch anmutenden Schule. Aber auch an schwedischen Grundschulen sind die Tischtennisschläger kaputt und so jagen die Kinder einfach wild um die Platte herum. Bis ein Junge, der Erzähler, der auf dem Tisch die anderen angefeuert hat, plötzlich von der Platte knallt.



Ein kleiner Unfall fasziniert in Emma AdBåges „Die schönste Wunde“ eine ganze Schulklasse Illustration: Emma AdBåge



In Sara Lundbergs Bilderbuch träumt Berta davon, eines Tages Künstlerin zu werden Illustrationen (2): Moritz Verlag

„PENG!“ Das Knie blutet. Sofort kommen alle zur Unfallstelle gelaufen, die Erstklässler, die Zweitklässler, der gesamte Hort, ihr Lehrer Jarmo in der Latzhose und auch Joni mit dem Putzwagen.

Wunderbar gelingt es Emma AdBåge diese Schwarmbewegungen festzuhalten. Ihre schlaksigen Figuren zeichnet die Illustratorin mit feinen Linien in gedeckten Farben, umso deutlicher leuchtet auf den Bildseiten das Blut. Der Unfall wird zum faszinierenden Ereignis, nicht nur für den verletzten Jungen. „In Mathe rechneten wir aus, wie viele Wunden wir schon hatten, und im Kunstunterricht gingen uns die roten Filzstifte aus.“

Mitfühlend erkundigen sich die anderen Kinder nach der Wunde,

auf der nun das größte Pflaster aller Zeiten klebt. Unübersehbar genießt es der Verunglückte, an diesem Tag im Zentrum der Aufmerksamkeit zu stehen. Die Kinder in Emma AdBåges Geschichten sind neugierig und einander zugewandt. So wie schon in ihrem Bilderbuch „Die Grube“ (2021) agieren sie auch in „Die schönste Wunde“ als vielfältige Gemeinschaft. Neben ihnen erscheinen die Erwachsenen riesig, aber eher als Randfiguren. Nach ein paar Tagen hat sich die dramatische Wunde am Knie in eine dicke Kruste verwandelt. Das will jeder sehen. Schon wieder strömen alle auf dem Schulhof zusammen.

Doch dann kommt es im Hallenbad, in dem türkis-grünen Becken zu einem überraschenden Finale.



Emma AdBåge: „Die schönste Wunde“. Aus dem Schwedischen von Friederike Buchinger. Beltz & Gelberg, Weinheim 2024, 28 Seiten, 14 Euro. Ab 4 Jahre



Sara Lundberg: „Der Vogel in mir fliegt, wohin er will“. Aus dem Schwedischen von Friederike Buchinger. Moritz Verlag, Frankfurt am Main 2024, 128 Seiten, 18 Euro. Ab 9 Jahre



Dirk Reinhardt: „No Alternative“. Gerstenberg Verlag, Hildesheim 2024, 304 Seiten, 20 Euro. Ab 14 Jahre

**Links
lesen
Rechts
bekämpfen**

Bis 31.10. gehen 50 % aller Einnahmen aus Anmeldungen bei taz zahl ich an Polylux. Das Netzwerk setzt sich für eine starke Zivilgesellschaft in Ostdeutschland ein.

Fördere so mit deinem Beitrag unabhängigen Journalismus und den Kampf gegen Rechts!

taz.de/gegenrechts

Jovana Reisinger: „Ohne meine Outfits wäre ich nicht die scharfe Denkerin, die ich bin.“ Foto: Thomas Dashuber/laif



Die Renaissancewoman

Kolumnistin, Künstlerin, Selbstdarstellerin – Jovana Reisinger scheint alles zu können. Jetzt hat sie ein Manifest für den Glamour und die Lust vorgelegt, das politischer kaum sein könnte

Von Beate Scheder



Jovana Reisinger: „Pleasure: Schlafen, Essen, Mode“. Park Ullstein Verlag, Berlin 2024, 320 Seiten, 22 Euro

Die Schriftstellerin Jovana Reisinger befindet sich eigentlich gerade im Urlaub. In einem Resort auf Sizilien: Hotelzimmer mit Meerblick, nur ein paar Stufen bis zum Strand. Vor zwei Jahren schon hat sie drei Wochen dafür im Kalender markiert. Da war noch nicht klar, was genau dieses Jahr passieren würde. Sie hat es dann durchgezogen, trotz laufender Projekte, aber „es funktioniert natürlich überhaupt nicht“, erklärt sie. Sie arbeite die ganze Zeit, nur immerhin am Strand. Die Idee, zwei oder drei Wochen am Stück Ferien zu machen, passe vorerst nicht mehr in ihr Leben, sagt sie. Besonders genussvoll klingt das nicht. Dabei ist der Genuss doch ihr Thema.

Jovana Reisinger hat momentan einen Lauf. In den vergangenen Monaten hat sie unter anderem die Theaterfassung ihres essayistischen Romans „Enjoy Schatz“ an der Berliner Schaubühne erarbeitet, in der sie selbst erstmals als Schauspielerin auf der Bühne stand und dessen Aufführungen wenige Minuten nach Veröffentlichung des Spielplans ausverkauft waren. Sie hat einen Langfilm abgedreht, ihren Abschlussfilm der HFF München, der sich aktuell im Rohschnitt befindet. Und sie hat ein Buch geschrieben, das „Pleasure“ heißt und bei Park x Ullstein erscheint.

„Pleasure“ ist nicht ihr Debüt. Ihren ersten Roman „Still halten“ veröffentlichte Reisinger 2017, 2021 folgte ihr zweiter, „Spitzenreiterinnen“. 2022 dann „Enjoy Schatz“. Seit 2020 schreibt sie eine Menstruationskolumne namens „Bleeding Love“ und andere Texte für die deutsche *Vogue*. Im September vor zwei Jahren erschien dort etwa ihr vielbeachteter Essay „Die subversive Kraft der Tussi, oder: In

Barbiecore gegen das Patriarchat“. Seit 2023 hat Reisinger eine Single-Kolumne in der *FAZ*. Und Künstlerin ist sie auch. Die nächste Gruppenausstellung, in der sie beteiligt ist, eröffnet am 31. Oktober in Wien. Jovana Reisinger ist eine Art Renaissancewoman des 21. Jahrhunderts.

Normalerweise wird davon abgeraten, der Beschreibung des Äußeren einer Künstlerin in einem Porträt zu viel Platz einzuräumen. Im Fall von Reisinger verhält sich das jedoch anders. Bei einer Frau, die in ihrem neuen Buch Sätze schreibt wie „Ohne meine Outfits wäre ich nicht die scharfe Denkerin, die ich bin“, ist dies sogar eher obligatorisch.

Was also trägt die Schriftstellerin zum Interview? Ein Rosa wie aus der Bonbontüte. „Ciao Bella“ steht auf ihrem T-Shirt geschrieben. Wer Reisinger auf Instagram folgt – und das tun derzeit knapp 9.700 Menschen –, weiß, dass sie es sich kürzlich irgendwo in Rom gekauft hat. Ein billiges, lustiges Stück Stoff. So was findet sich in ihrer Garderobe genauso wie Designerfummel, alt oder neu, echt oder gefälscht. Strass, Spitze, Satin, alles was glitzert und funkelt. Knappe Kleidchen kombiniert mit hohen Hacken, knallig lackierten langen Nägel, winzigen Handtaschen.

„Aufsehenerregende Fashion“, nennt sie es, bezeichnet Mode als ihre Sprache: „Sie zu beherrschen, ermöglicht ein neues Vokabular, eine enorme Bandbreite des Dechiffrierens. Mode vermittelt, verdeutlicht, verheimlicht und verschleiert.“

Um jenes Spiel mit den Codes und Stereotypen, um Distinktion und Selbstdarstellungsmethoden geht es ihr im Leben und in „Pleasure“. Um das pure Vergnügen, mit der Mode bestenfalls immer zu tun

hat. Und auch ums Essen – Reisingers zweite große Leidenschaft.

Entlang von Kleidung, Essen und Schlaf dekliniert Reisinger im Buch das gute Leben durch, der Schlaf ist dabei „das eigentliche Überthema“. Diese drei Dinge empfindet sie „als die hilfreichsten und dankbarsten Kategorien, dem Klassismus auf die Spur zu kommen, der subkutan unsere egalitäre Gesellschaft bestimmt“. Reisingers Anspruch ist nämlich durchaus ein politischer, „Pleasure“ ist für sie „eine Haltung, die von unten kommt und die oben entweder als anmaßend, vulgär oder unkritisch wahrgenommen wird“ und daher „eine ästhetisch-weltanschauliche Revolution“.

Für sie selbst, für das Buch gab es dabei einen direkten Auslöser.

Vorn im Buch beschreibt sie ihn. Schauplatz ist der rote Teppich bei einem Filmfest. Reisinger hört eben dort einen abwertenden Kommentar über sich, über ihr „slutty“ Outfit, über „die Prostituierte auf dem roten Teppich“. Nicht getroffen, sondern herausgefordert fühlt sie sich da: „In diesem Moment wusste ich, ich will unbedingt etwas über Kleidung schreiben, über Performance und Selbstdarstellung, in Bezug auf Klassen, die Klasse, aus der man kommt und die, zu der man möchte“, sagt sie.

Jovana Reisinger ist 1989 in München geboren. Aufgewachsen ist sie in einem Dorf in Österreich, wo ihre Eltern das Wirtshaus der Großeltern übernahmen, daher stammt zweifellos die Obsession für Essen. „Für

„Hardwork and dedication“. So laufe es einfach nicht, nicht alle, die sich anstrengten und eine Leidenschaft hätten, erreichten ihre Ziele

mich war dieses Wirtshaus ein einziges Büfett, ist ja klar.“ Der Erfolg blieb jedoch aus, die Eltern gingen pleite und zogen zurück nach Deutschland, in eine bayerische Kleinstadt, wo die Familie in einem „schäbigen und verlebten Sozialbau“ hauste. Ihre Geschichte sei eine des Klassenwechsels, erklärt Reisinger. Es ging hoch und runter, auch bei ihr selbst war der Weg kein geradliniger. Hoffnungslos sei sie oft gewesen, als Kind, als Teenager, auch als junge Erwachsene. „Ich dachte immer, ich werde diese Lücke niemals aufholen können und es niemals schaffen, von meiner Kunst leben zu können.“

Ihr Buch ist ein Manifest, so nennt sie es selbst: „ein Manifest für den Glamour, eine Lanze für das Rumliegen, die Völlerei, den Kitsch“, ein Manifest, das sich an alle richtet. An diejenigen, die das, was sie umtreibt, als oberflächlich abtun. Es sei aber auch ein Text für Leute, die so aufgewachsen seien wie sie, auch wenn sie sich dabei ein bisschen schwer tue, aus Sorge davor, man könne darin eine Aufsteigerinengeschichte lesen, der man nach-eifern sollte, à la man brauche nur „Hardwork and dedication“. So laufe es einfach nicht, nicht alle, die sich anstrengten und eine Leidenschaft hätten, erreichten ihre Ziele.

Um neoliberale Leistungsgedanken geht es ihr nicht, im Gegenteil, ihr Plädoyer für Hingabe und Völlerei richtet sich quasi an jeden Geldbeutel – und kommt genau passend, weist doch der Zeitgeist, gerade was Nahrungsaufnahme betrifft, momentan in die entgegengesetzte Richtung. Ozempic ist das Produkt der Stunde, die Abnehmspritze, die es schafft, sämtliche Gelüste einzudampfen. „Pleasure“ lässt sich als radikales Gegenprogramm dazu verstehen.

Üppig fällt es auch selbst aus, doch die 317 Seiten lesen sich schnell weg. Reisinger verfällt oft in einen Plauderton, beschreibt seitenlang die Auslage im Berliner Delikatessengeschäft Rogacki oder das Interieur von Hotels. Immer wieder landet sie dann aber unverwandt da, wo es wehtut. Bei sexueller oder anderer Gewalt, die Frauen leider ja oftmals dort ereilt, wo sie sich eigentlich sicher fühlen: im eigenen Zuhause, im eigenen Bett. Reisinger beschönigt nichts, geht überall in die Vollen, selbst da.

Anzeige



»Immer schon war Der Kinder Kalender unabdingbar und lebensnotwendig für den Lauf des Jahres ... 2025 ist er noch phantasievoller und witziger als sonst.«

Georg Patzer, titel kulturmagazin

Ein Wochenkalender mit Bildern und Gedichten aus mehr als 40 Ländern – in ihren Originalsprachen und den Übersetzungen.

Hg. v. d. Intern. Jugendbibliothek, München
€ 25,- [D]/[A] UVP
ab 6 und für alle
ISBN 978 3 89565 975 1

Moritz

Rasender Stillstand

Andreas Reckwitz zieht in seinem Buch „Verlust“ eine Schadensbilanz. Die Motoren der westlichen Gesellschaften laufen zwar auf Hochtouren. Aber die Zukunft ist nicht mehr, was sie mal war

Von **Stefan Reinecke**

Wenn Sie gern Texte wie diesen in der gedruckten taz lesen, steht Ihnen ein Verlust ins Haus. Die taz wird ab Herbst 2025 nur noch als Wochenzeitung erscheinen, nicht mehr täglich. Die taz ist erst der Anfang. Die meisten gedruckten Tageszeitungen werden untergehen. Ist das ein Verlust?

In der klassischen, fortschrittsfrohen Moderne würde dieses Ende eher nicht als Minus verbucht, sondern als Übergang zu einer besseren, schnelleren, billigeren Art, Informationen unter die Leute zu bringen. Printzeitungen rechnen sich nicht mehr. Ihr Aus erscheint in der Erzählung ökonomischer Ratio und technischer Effektivierung zwingend. Die Gutenberg-Galaxis ist Vergangenheit, die wir getrost abhaken können. Das Digitale ist das Neue, das ein besseres Morgen verheißt. Kein Grund zur Trauer. Was untergeht, ist in einer besseren Zukunft aufgehoben.

Wenn wir Andreas Reckwitz folgen, befinden wir uns seit gut 40 Jahren in der Spätmoderne. Die wird noch immer von den Dynamiken der Moderne angetrieben. Aber die Kalkulationen mit Vergangenheit und Zukunft fallen anders aus: zwiespältiger, skeptischer, düsterer.

Vor allem Boomer, die mit Zeitungen groß geworden sind, werden die haptische Erfahrung vermissen, beim Frühstück die taz in der Hand zu haben. Das ist eine Marginalie, die aber auf ein größeres Bild verweist: Ist es das wert? Ist das Neue besser? Werden in dem entgrenzten, beschleunigten, digitalen Social-Media-Kosmos Informationen so rational verarbeitet wie in der Welt der Papierzeitungen und Brötchenkrümel?

Das Ende der Tageszeitungen ist ein mikroskopisch kleiner Teil der orkanartigen digitalen Umwälzung, die die westlichen Gesellschaften durchschüttelt. Industrien gehen

unter, digitale Tycoone sind mächtiger, als es Industriebarone je waren. Die Klimakatastrophe, Ergebnis entfesselten Fortschrittsglaubens, verschlingt Inseln. Der Fortschritt ist auch nicht mehr, was er mal war. Verluste haben, so Reckwitz' zentrale These, ein gefühltes Gewicht bekommen, das von keiner lichten Zukunftsidee mehr schwerelos gemacht wird.

„Verlust“ ist der nicht unbescheidene Versuch, die westlichen Gesellschaften als Projekt zu beschreiben, das vor allem damit befasst ist, die Schäden wegzuerklären, die sie in ihrem Zukunftsfuror selbst anrich-

teten. Westliche Gesellschaften sind erfindungsreich, um den Preis des Fortschritts zu verkleinern, zu verdrängen, zu banalisieren. Der Unfall gilt als Ausnahme. Wer keinen Erfolg hat, ist selbst schuld. Weil Tod eine Kränkung für jede Fortschrittseuphorie ist, wurde er in der Moderne weitgehend aus dem sozialen Leben verbannt.

Reckwitz katalogisiert und summiert in der ersten Hälfte der Studie die Narrative, die minimieren, was den Fortschritt stört. Bearbeitet werden vor allem Begriffe, Empirie spielt eine Nebenrolle. Die ersten 200 Seiten lesen sich wie eine Schadensbilanz, die ein leicht nerdiger Begriffs-Buchhalter auflistet. Ideen sind seltsamerweise in Fußnoten versteckt. Man rechnet hier offenbar mit einer geduldigen, hochkonzentrierten Leserschaft.

Reckwitz gilt als präziser Beobachter, der mit dem Besteck soziologischer Begriffsanalyse der Gesellschaft den Puls fühlt. In „Gesellschaft der Singularitäten“ fusionierte er 2017 Individualisierungstheorien mit Analysen des Selbstverwirklichungskapitalismus zu einer neuen Erzählung. Im Kulturkapitalismus müssen alle besonders sein. Das ist ganz schön anstrengend, kann aber auch klappen.

Reckwitz hat ein feines Gespür für Zeitstimmungen. Angesichts von Corona und Kriegen, Klimawandel und Abstieg des Westens ist Verlust als Buzzword treffsicher gewählt. Diese Stimmungsbilder fügt Reckwitz wie Mosaiksteine in großformatige, sperrige Theorien ein. Anders als dunkle, postmoderne Zeitdiagnostiker wie Byung-Chul Han können wir uns Andreas Reckwitz als freundlichen Liberalen vorstellen, der in jedem Katastrophenszenario den brauchbaren, sozialverträglichen Ausgang sucht.

„Verlust“ ist keine radikale Kulturkritik. Das Interesse gilt vielmehr kühl der Frage, wie Gesellschaften Schäden bearbeiten oder verdrängen. Im zweiten, inspirierteren Teil werden diese Manöver mit intellektuellem Schwung seziiert. Bereden und Verschweigen sind, so die hellsichtige Deutung, weniger Gegenteile als Aggregatzustände der Verlustbearbeitung. In der Spät-

moderne (ein Begriff, der mit der Postmoderne nur entfernt verwandt, mit der zweiten, reflexiven Moderne von Ulrich Beck eng verbunden ist) gibt es fast eine Explosion von Verlustbearbeitungen. Der Bogen reicht nicht mehr nur vom Sozialstaat bis zur Haftpflichtversicherung, er umfasst Therapiekultur, postmoderne Architektur und postkoloniale Opferdiskurse. Überall sind Strategien zu erkennen, mit denen künftige Verluste kompensiert oder vergangene dem Vergessen entrissen werden sollen.

Reckwitz' trickreiches Argument lautet: Sowohl die rüde Verdrängung als auch die neuen Empfindsamkeiten zeigen, wie drängend Verlusterfahrungen sind. Die gefühlten Verluste nehmen zu – das ist auch ein Effekt der Gesellschaft der Singularitäten. „Das Ideal des lebenslangen Wachstums der Persönlichkeit radikalisiert den Fort-

Reckwitz gilt als präziser Beobachter, der der Gesellschaft den Puls fühlt

schrittsimperativ, indem er ihn sogar in die Psyche des Subjekts hineinverlagert: Die Biografie selbst soll damit dem Muster des „Immerbesser und des Immer-mehr folgen“. Wo alle Anspruch auf sozialen Aufstieg, Wohlstand und private Erfüllung, kurzum Glück, haben, wächst das Unglück auch. Gerade in Gesellschaften, in denen kaum noch jemand an das bessere Morgen glaubt, bekommen die Enttäuschungswellen enorme Wucht.

Die aggressiven Retrofantasien der Rechtspopulisten passen fast fügenlos in diese Skizze. Trump & AfD antworten auf Verlustwahrnehmungen und verknüpfen Opferinszenierungen mit einer rückwärtsgewandten Utopie. Trump ist das Gesicht einer wütenden Gesellschaft, die für die Verluste, die zum Wesen der Moderne gehören, keine

sinnvolle Erzählung mehr hat – und dieses Vakuum mit Hass auf Eliten und Migranten füllt.

Der Aufstieg der Rechtspopulisten ist in „Verlust“ aber keineswegs der Fluchtpunkt. Die Rechtspopulisten kommen nonchalant am Rande dieses Panorambildes vor – neben der alternden Gesellschaft (schon wieder – Zukunftsverlust). Das passt zu Reckwitz' diskursivem Stil, lieber das Strukturelle zu beleuchten, als rhetorische Knalleffekte zu zünden.

Der Fortschritt ist in zwei Teile zerfallen. Die Maschinen der Gesellschaft laufen zwar auf Hochtouren. Unternehmen investieren, weil sie mit Gewinnen in der Zukunft rechnen. Generelles Zukunftsmisstrauen würde zum sofortigen Kollaps der globalen Ökonomie führen. Auch Staaten und Wissenschaft planen unverdrossen. Doch der Zukunftshorizont ist verfinstert. Die Handys werden besser, schneller, billiger. Aber die Erzählung, in der dies bedeutsam war, ist zerbrochen. Diese widersprüchliche Lage beschreibt Reckwitz mit Paul Virilio als „rasenden Stillstand“.

Reckwitz betont, dass diese Befunde für westliche, individualisierte Gesellschaften gelten, nicht global. Fair enough. Eine Antwort auf die Frage, ob man 2024 eine Theorie der Moderne schreiben kann – das will „Verlust“ sein –, ohne China und Indien im Augenwinkel wahrzunehmen, ist das nicht.

„Verlust“ ist ein kluger, anregender, weit ausgreifender, manchmal ziemlich steifer Versuch, unsere Gegenwart im Westen profund zu beschreiben. Erstaunlich unterbelichtet bleibt dabei der Abstieg des Westens, der nach Jahrhunderten vom imperialen Zentrum zu einem Player unter anderen wird.

Am Ende empfiehlt Reckwitz als Alternative zum Untergang oder stumpfem „Weiter so“ die „Reflexion der Verlusterfahrungen“ und eine Art „reparierte Moderne“. Doch wer da warum den Klempner spielen wird, bleibt diffus. In diese Passage schleicht sich nicht zufällig ein Ton des Appells und ein Gestus des Händeringens. Vielleicht reicht es, wenn Soziologen für die Diagnosen zuständig sind und nicht für Therapien.

Das vielleicht eindrücklichste Sinnbild für Verlust:

Eisberge, die schmelzen
Foto: Jody Martin/reuters



taz shop

Scharf auf ein Autogramm? Wir haben von unseren Büchern auch immer signierte Exemplare vorrätig: taz.de/signiertebuecher. Nur solange der Vorrat reicht.

taz Shop | taz Verlags- und Vertriebs GmbH
Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin
T (0 30) 25 90 21 38 | tazshop@taz.de
taz.de/shop



Andreas Reckwitz: „Verlust. Ein Grundproblem der Moderne“. Suhrkamp Verlag, Berlin 2024, 463 Seiten, 32 Euro